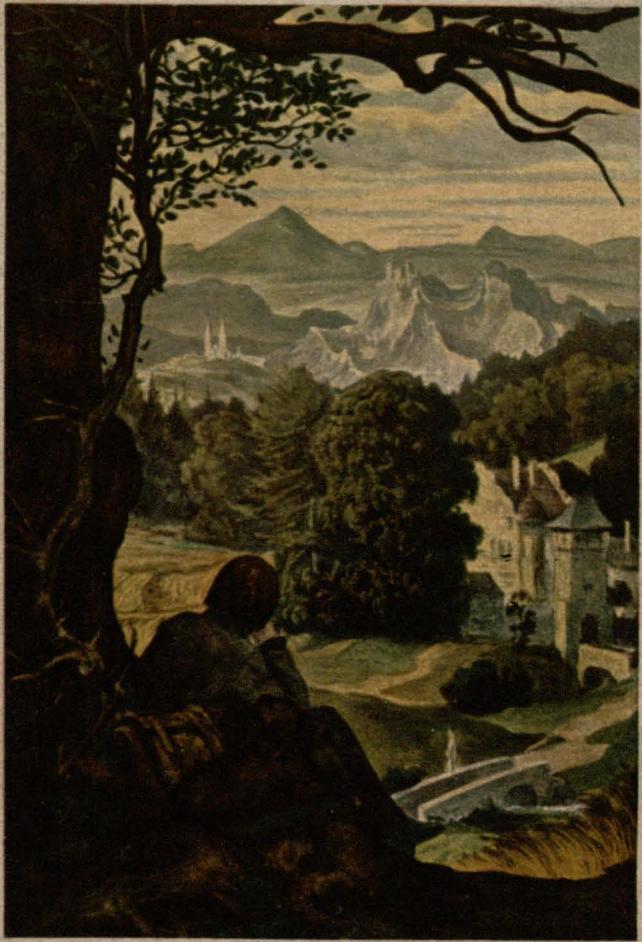


Deutsche Wanderungen

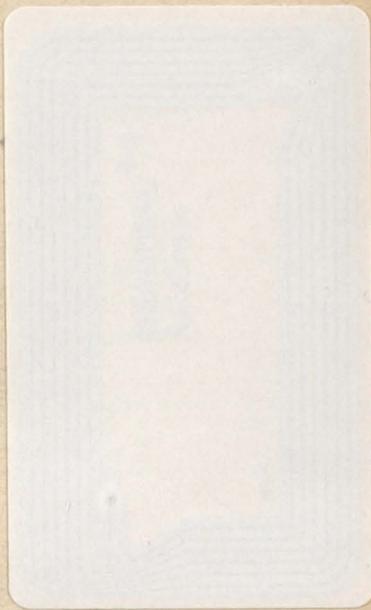
Herausgeber: Freie Lehrer-Vereinigung für Kunstsleife zu Berlin



Wilhelm Müller = Rüdersdorf
Das Isergebirge

W. Nr. 5

Preis M. 1,40



88
Księgarnia i Sklep Nut
M. Kuncawicz
Jelania Góra, Al. Wolności 4
Tel. 26-83

Deutsche Wanderungen

Landschaft und Volkstum in Mitteleuropa



Sünfter Band

Herausgegeben von der
Freien Lehrervereinigung für Kunstsplege
zu Berlin

Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Das Isergebirge

und sein schlesisches
Vorland



mit
6 Ansichten und 1 Karte

Berlin Braunschweig Hamburg
Verlag von George Westermann
1914



810 1/3

Inhaltsübersicht.

Die Landschaft.

	Seite
Durchs Queistal	3
Marklissa — Talsperre — Tzschocha — Finkenmühle — Greiffenberg.	
Den Kammhöhen zu	8
Ruine Greiffenstein — Friedeberg a. Qu. — Steine (Totenstein) — Ullersdorf — Flinsberg.	
Bad Flinsberg	16
Zum Hochstein	22
Germania — Kammhäuser — Grüne Koppe — Hinterberg — Weiße Steinrücke — Abendburg — Hochstein — Ludwigsbaude.	
Über den Kemnitzkamm	30
Kemnitzberg — Querbach — Giehren — Kesselschloßfelsen und -baude — Flinsberg.	
Auf die Tafelfichte	35
Bad Schwarzbach — Dreißigerberg — Tafelfichte — Heufuder — Kammhäuser.	
Im Gebiet der Moore	40
Schwedlers Plan — Groß-Iser — Moor — Wilhelmshöhe und Buchberg — Wittighaus.	
Vom Wittighaus bis Friedland	46
Weisbach — Hubertusbaude — Bad Liebwerda — Haindorf (Klosterkirche) — Nuhstein — Schloß Friedland	
Die Iserwaldhöhen hinab	52
Haindorf — Ferdinandsthal — Stolpichschlucht — Taubenhäus — Christiansthal — Rudolfsthal — Hohenhabsburg — Reichenberg i. B.	
Reichenberg	60

Das Volk.

Charakter, Sitten und Übergläub	71
Ein Nachtrag zur Volksdichtung	82



100098329

18 09 MÜL / Reg

Vorbemerkung.

Mit Recht darf man das Isergebirge als eine stille, vergessene Ecke der deutschen Gebirgwelt bezeichnen. An das gewaltige Riesengebirge nach Westen sich anschließend, wird es gewöhnlich als ein wenig reizvoller, wenig sonderartiger Teil desselben betrachtet, und der in das schlesische Hauptgebirge Wandernde hält es nur in recht vereinzelten Fällen für zweckmäßig oder gar nötig, ihm mit diesem zugleich wenigstens einen kurzen Besuch abzustatten.

Zu zeigen, daß das Isergebirge reich genug an jenen Vorteilen ist, die eine besondere und längere Wanderung auf seinen Höhen und durch seine Täler lohnen, ist der Zweck des vorliegenden Büchleins. Es darf als das erste Schriftwerk gelten, das sich ausschließlich mit dem Isergebirge beschäftigt und Belehrendes und Unterhaltendes in harmonischer, anregender Form zu bieten sucht. In dem Rahmen von zehn Tageswanderungen möchte es seinen Lesern die Eigenheiten und Schönheiten der isergebirgischen Landschaft naheführen. Die möglichst gründliche Berücksichtigung objektiver Tatsachen erschien dem Verfasser im Hinblick auf den Mangel an ähnlichen Büchern dringende Notwendigkeit. Ganz besonderes Gewicht hat er aber auf die Darstellung des isergebirgischen Volstums gelegt. Neben den Sitten und Gebräuchen der Isergebirgler findet auch der Überglauke, die intimste und verborgenste Auswaltung der Volksseele, eingehende Würdigung. Nicht zuletzt wird auch der herrlichen, leider noch recht unbekannten isergebirgischen Volksdichtung, die sich als Sage, Märchen und Reimdichtung darbietet, ein beträchtlicher Raum gewidmet.

Charlottenburg, im Frühling 1914.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

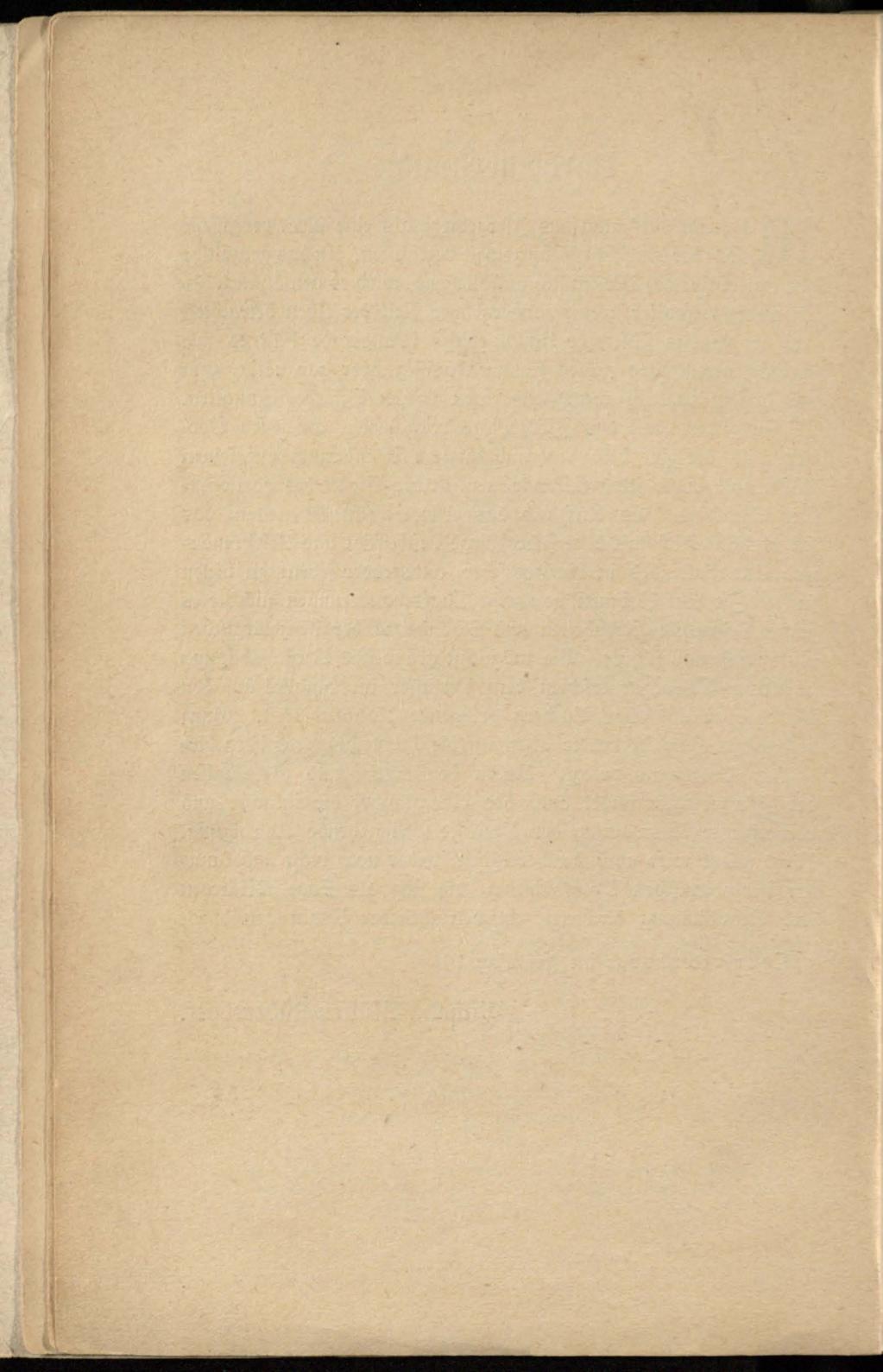
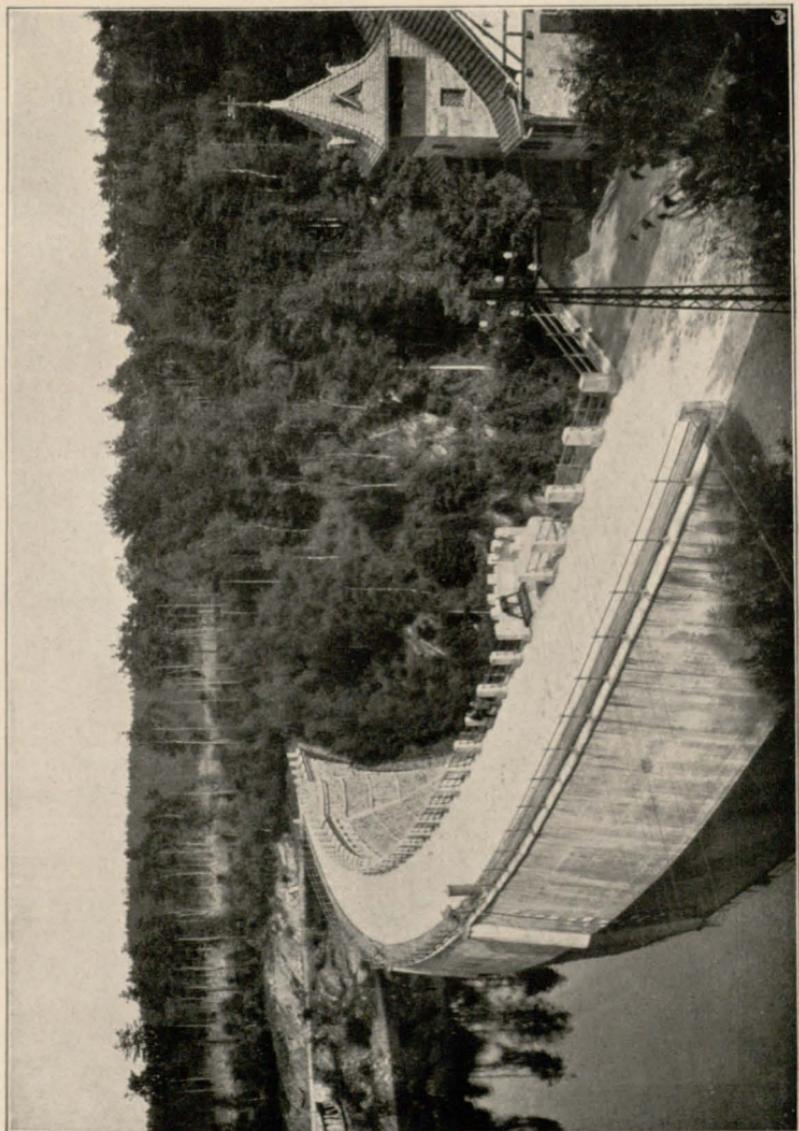
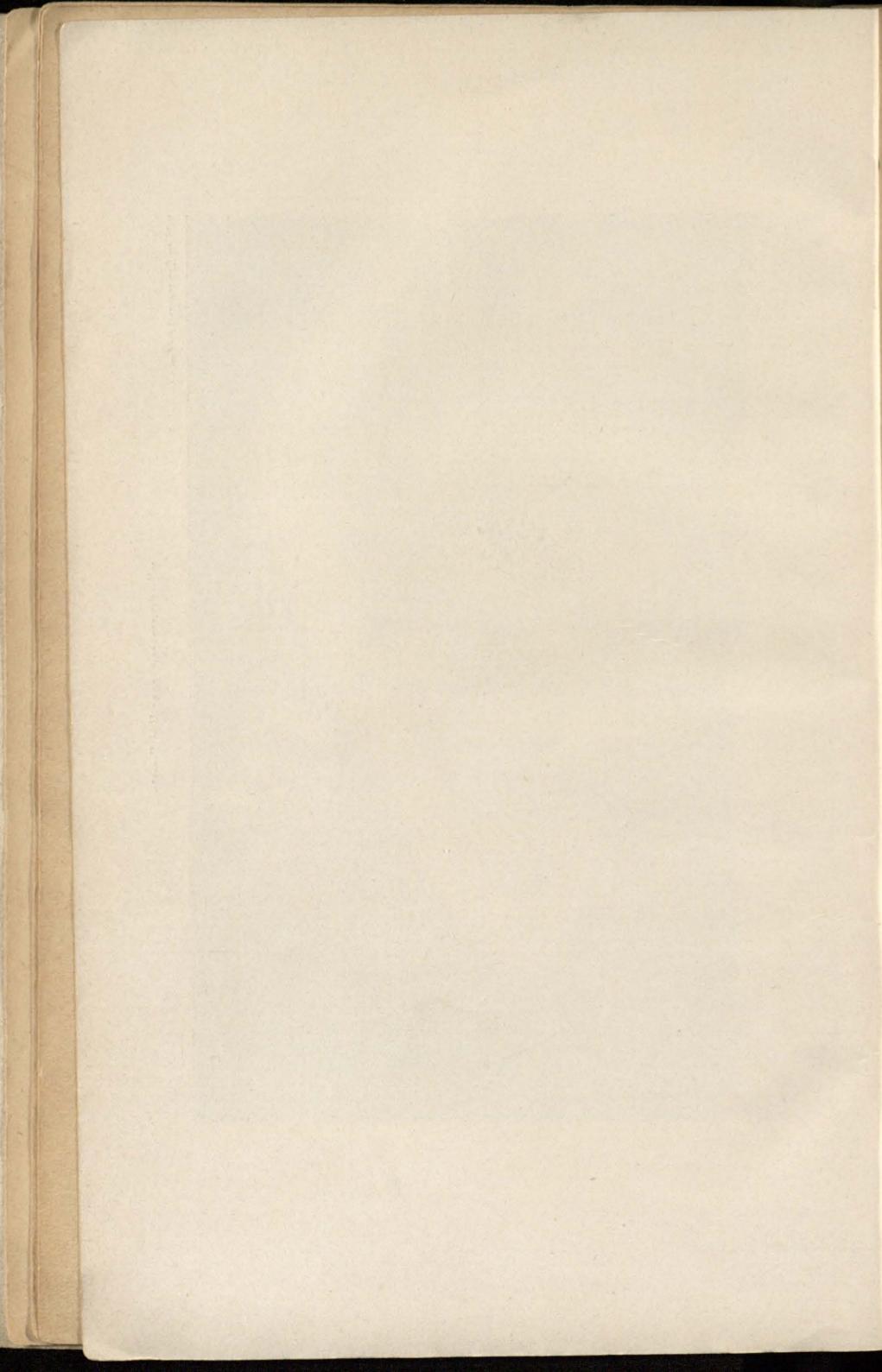


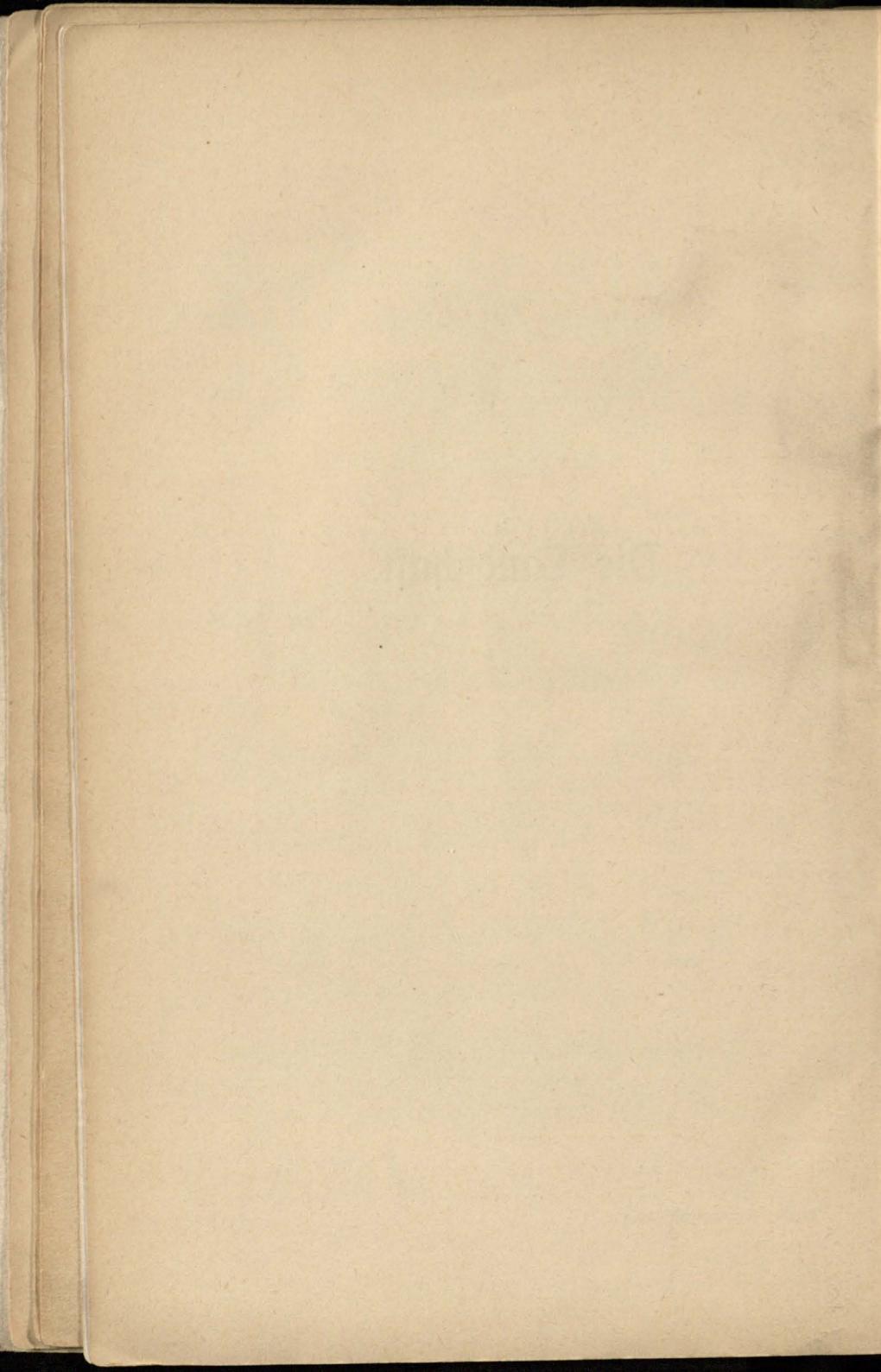
Foto: S. Knappe, Grunberg a. Qu.

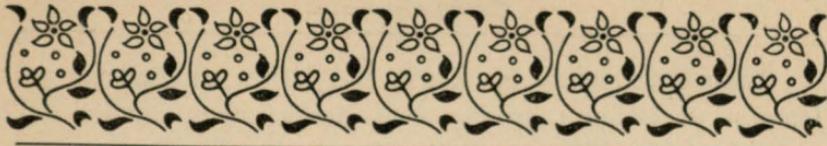
Quellfallperre bei Marlija





Die Landschaft.





Durchs Queiſtal.

Qon dem an der Hauptstrecke Görlitz-Hirschberg gelegenen Lauban trägt uns der Zug nach dem anmutigen Queiſtädtchen Marklissa, und von hier schenken wir dem Iſergebirge den ersten Blick und den ersten Gruß.

Eine lange, ruhige, wenig bewegte und selten durch rascheren Anſtieg und Abfall unterbrochene Bergwelle verbindet die fernen. Dunkle Wälder begleiten sie von Anfang bis zu Ende, Wälder, aus deren tiefer, schweigender Einsamkeit da und dort einzelne nebelblaue Rauchwolken aufsteigen, „ganz weit draußen, ganz einsam, ganz reglos in der heiligen Stille. Sie erreichen den Kammrand nicht, sondern verharren Tag um Tag geisterhaft in der Waldregion“. Sie bezeichnen des Iſergebirges Wesen und gehören zu den bestimmenden Zügen seines Gesichts. Wir im Tal Stehenden sehen zu ihnen auf wie zum Opferrauch, der von feierstillen Altären aufsteigt, und bereiten unsre Seele zu frommer Andacht und heiliger Ehrfurcht.

Marklissa, das den Ausgangspunkt unserer ersten Wanderung bildet, liegt am linken Ufer des Queiſ, und zwar dort, wo sich das malerische Tal dieses Flusses mit den Tälern des Schwertbaches und des Hartmannsdorfer Wassers vereinigt. Die Hügelzüge, die das Niederungsgebiet der Stadt im Westen und Osten umschließen, ragen um 60 bis 80 m darüber hinaus. Im Norden wird es vom Hohwald, im Süden von den Vorbergen des Iſergebirges begrenzt.

Marklissa, dem auf der anderen Seite des Queiſ der alt-schlesische Ort Beerberg benachbart liegt, gehört zur preußischen Oberlausitz. Früher hieß es nach der auf dem Zangenberge errichteten Burg, von der seine Gründung ausging, Lesna, dann Lissa. Seinen heutigen Namen, der soviel wie Grenz-Lissa bedeutet, erhielt es nach dem Prager Frieden.

Durch diesen wurde die Lausitz, die bisher mit Schlesien zusammen zu Böhmen gehörte, dem Kurfürstentum Sachsen einverleibt und Marklissa zum Grenzorte gemacht. Zu Preußen kam das Städtchen mit der Oberlausitz im Jahre 1815.

An der Südseite des Marktes, von dem strahlenförmig sechs Straßen ausgehen, erblicken wir noch einige mittelalterliche Häuschen mit sogenannten Lauben. Die anderen Laubengebäude des Marktplatzes wurden durch große Brände in den Jahren 1876, 1878 und 1889 vernichtet.

In das Innere des Städtchens gelangten wir vom Bahnhofe aus, indem wir die große eiserne Queisbrücke überschritten. Bei ihr beginnt auch der Weg, der uns in das enge, romantische Queisatal hineinträgt.

Nicht weit hinter dem Beerberger Obergut offenbart sich bereits dessen besondere Schönheit. In wenigen Minuten gelangen wir an jene Stelle, wo einige seltene Hainbuchen von ungewöhnlichem Umfang und mit dicken, wildknorriegen Ästen unseren Pfad säumen. Unten, in unmittelbarer Nähe des Wassers, erblicken wir die großen Kauffmannschen Textilwerke. Sie geben mit der am Südrande Marklissas gelegenen Spinnerei und Weberei „Concordia“, in der halbwollene Waren hergestellt werden, dem Städtchen einen ausgeprägt industriellen Charakter.

In der Nähe der Hainbuchen befindet sich die $3\frac{1}{2}$ m umfassende Kaiserbuche. Wir betrachten sie eine Weile mit stiller Bewunderung und schreiten dann weiter, an Felspartien und der steilen Wand des Adlersteins vorüber, zum Königsplatz. Er ist mit einem großen, aus Bronze gefertigten Adler geschmückt. Am jenseitigen Ufer des Queis liegt die idyllische Hagenschänke. Noch etwa fünf Minuten Weges, und wir befinden uns vor der Kraftstation und der Sperrmauer der großen Marklissaer Talsperre.

Die mächtige Sperrmauer spannt sich gewölbeartig in die Felswände ein. Während sie an der Sohle 35 m lang und 8 m breit ist, besitzt sie an der Krone eine Länge von 125 m und eine Breite von 40 m. Ihre Höhe beträgt 43 m. Unter ihr befinden sich drei riesige Umlauftollen. Die beiden an der Luftseite liegen-

den Umlaufstollen sind durch schöne Bekrönungen geschmückt und tragen die den Beginn und die Vollendung des Baues bezeichnenden Jahreszahlen. Eine besondere Zierde des ganzen Werkes bilden die Parkanlagen zwischen den Stollenausläufen und dem Überfallwehre. Das elektrische Kraftwerk am Fuße der Sperrmauer erreicht eine Spannungshöhe von 10000 Volt. Vor drei Jahren, als die Wasserverhältnisse ungünstig waren, mußte zwecks Erzielung ausreichender Stromstärke eine Verbindung mit anderen Werken, wie z. B. mit denen von Görlitz und Zittau, hergestellt werden. In der Folgezeit wurde auch der Anschluß an die Waldenburger Elektrizitätszentrale bewirkt.

Um auf die Mauerkrone zu gelangen, benutzen wir eine hohe, bequeme Treppe. Oben angelangt, erblicken wir links, noch wieder ein Stück höher liegend und gute Aussicht über die Sperranlage bietend, das im Schweizerstil erbaute Gasthaus „Zur Talsperre“. Vor uns dehnt sich der erste Teil des nach Osten gerichteten Staubeckens aus. Es ist 5 km lang und vermag bis zu fünfzehn Millionen Kubikmeter Wasser aufzunehmen. Bei normalem Wasserstande beläuft sich sein Inhalt auf sieben Millionen Kubikmeter.

In unmittelbarer Nähe der Talsperre liegt das Gutsdorf Tzschocha. Große Rinderherden auf den benachbarten Weidegebieten zeugen von seiner reichentwickelten Viehzucht. Es besteht seit dem 10. Jahrhundert und wurde, wie schon der Name annimmt, durch böhmische Einwanderer gegründet. Besondere Bedeutung besitzt es wegen seines wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammenden Burgschlosses. Dieses ist ein höchst interessanter Bau und enthält unter anderem eine alte Waffensammlung und prächtige Sgraffiti-Jagdbilder. Sein jetziger Besitzer, der Generaldirektor Gütschow aus Dresden, ließ es durch den berühmten Burgenarchitekten Bodo Ebhardt wieder vollständig ausbauen.

Nicht minder besuchenswert als die Burg selbst ist der an ihrem Abhange liegende herrliche Park. In ihm befinden sich ungefähr dreißig als Naturwunder geltende, jetzt leider schon stark im Absterben begriffene große Eiben, von denen jede ein Alter von 700 bis 800 Jahren besitzt.

Der nächste Ort, den wir auf dem Weitermarsch erreichen, ist Rengersdorf, ein langes, lieblich zwischen Hügeln gebettetes Dorf, das sich in der Nord südrichtung erstreckt.

Wir durchschreiten es in seinem nördlichen Teil und gelangen nun noch einmal in die unmittelbare Nähe des Staubeckens. Dort, wo es seinen Abschluß findet, erhebt sich malerisch auf steiler Felsenhöhe die Ruine der Neidburg.

Der Weg, der uns oberhalb des Staubeckens am Queiß fortleitet, heißt der Üchtritzweg und erhielt seinen Namen nach einem Mitgliede des zuletzt in Tschochha ansässigen Geschlechts von Üchtritz.

Herrliche, äußerst wechselvolle Bilder sind es, die uns unser Pfad in dem bis Greiffenberg sich dehnenden Queißtale bietet. Bald ist es dichter, lauschiger Laub- und Nadelwald, bald saftig grüner Wiesengrund, den wir durchschreiten. Auch eine lange, an mächtiger Felswand sich spannende Galerie benutzen wir. Große Steinhalde erinnern uns an jene Zeit, da man sich vergeblich mühte, aus der Felsmasse des Queißtalwalles Gold zu schürfen. Und deutlich weisen auch die Namen der nicht weit vom Uferpfade liegenden Orte Goldentraum und Goldbach darauf hin.

Die erste Ansiedelung, zu der wir bei unserer Talwanderung kommen, ist die auch als Gastwirtschaft eingerichtete Finkenmühle. Bei ihr endet der bisher beschrittene diesseitige Pfad. Ein Kahn, der in der Nähe der Finkenmühle bereitsteht, trägt uns nach kurzer Rast an das jenseitige Ufer hinüber. Wieder führt uns der Weg durch schönheitsreiche, häufig wechselnde Landschaften. Nicht lange währt es mehr, dann haben wir das über dem Tale liegende Dörfchen Neu-Warnsdorf und den in seiner Nähe befindlichen, mit prächtigen Promenaden geschmückten Kienberg erreicht.

Hier verlassen wir den Queißpfad, der noch einen ansehnlichen Bogen bildet, und schreiten nun über freies, ebenes Gelände unserer heutigen Endstation, dem Städtchen Greiffenberg, zu.

Es ist eine Gründung des schlesischen Herzogs Boleslaus I. Zum Schutze gegen die damals drohenden böhmischen Feinde wurde es stark befestigt. Davon zeugen noch heute ein gut erhaltener

Wehrturm und Teile des Wallgrabens und der Stadtmauer. Beachtenswert außer denselben ist vor allem die auf dem Topfmarkt stehende katholische Kirche. Sie enthält eine alte Schaffgotschsche Gruft und einen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammenden Hochaltar. Um quadratischen Ringen Greiffenbergs stehen noch viele alte Patrizierhäuser, aus deren kunstvoller Bauart und Ausstattung man die Wohlhabenheit ihrer ersten Besitzer, die rührige Leinwandkaufleute waren, erkennen kann. Auf der östlichen Ringseite, am Gebäude der Thieleschen Buchdruckerei, erregt das mit der Inschrift „Denzoni 1602“ versehene alte Fenstergitter unsere Aufmerksamkeit. Wie reich die Stadt auch sonst noch an Zeugnissen einer ferneren Vergangenheit ist, bewies deutlich die dort Anfang vorigen Jahres veranstaltete Ausstellung zur Erinnerung an die Zeit der Befreiungskriege.

Doch vergessen wir über dem allem nicht, daß Greiffenberg auch starke Züge der Neuzeit trägt. Von seinen modernen Anlagen erwähnen wir vor allem die lange zum Bahnhof führende Straße. Mechanische Webereien, Bleichereien, Färbereien usw. beweisen, daß die Erwerbstätigkeit seiner Bewohner sich hauptsächlich auf die Industrie erstreckt.



Den Kammhöhen zu.

Ein neuer verheizungsvoller Tag ist angebrochen, und wieder winken uns dort, wo unser Blick frei nach Süden schweift, die noch in den leichten Dämmerschleier der Frühe gehüllten dunkelgrünen Kammhöhen des Iserbergreiches ihren Willkommensgruß zu. Ihnen wandern wir heute entgegen.

Ungefähr an jener Stelle, wo die unsern Weg kreuzende Krummenölse in den nach Westen umbiegenden Queiß fließt, verlassen wir das ehrwürdige Städtchen Greiffenberg. Eine fast genau in südlicher Richtung durch lieblich grünes Hügelland dahinziehende Landstraße nimmt uns nun auf. Nachdem wir nochmals ein frisches, munteres Wässerlein überschritten haben, erreichen wir zuerst das Örtchen Neundorf und schließlich die liebliche Höhe des sagenreichen Greiffensteins. Sie ist ein bewaldeter, mit Hornblende und Olivin durchsetzter Basaltkegel, dessen Gipfel malerisch die Trümmer der alten reichsgräflich Schaffgotsch'schen Stammburg krönen, und an dessen Fuß sich das neue, dem Geschlechte der Schaffgotsch gehörige Schloß erhebt. Es wurde vor mehr als hundert Jahren erbaut und bildet seit seinem Bestehen, nächst dem in Warmbrunn gelegenen Schlosse, die Hauptwohnstätte der fast das ganze schlesische Riesen- und Isergebirge beherrschenden Reichsgrafen. Der junge, zurzeit regierende Reichsgraf Friedrich von Schaffgotsch, der ein eifriger Weidmann ist, weilt hier vor allem, wenn er dem Fasan nachstellt oder in dem sich nach Rabishau zu ausdehnenden wildreichen Thierscher Walde seine Jagden abhält.

Doch wenden wir uns nun der hinter dem Schloße thronenden Ruine zu. Wir erreichen sie auf einem Pfade, der an der Nordwand der gräflichen Brauerei sanft emporsteigt und den zuletzt langgedehnte Mauern umschließen. Wie man aus den Überresten erkennen kann, bestand die Burg ehemals aus drei Teilen. Die auf dem ersten Absatz des Berges erbaute Vorburg betreten wir durch ein dreifaches Rundbogentor. In ihr befanden sich die

Wohnräume für die Besatzung, die Vorratskammern und die Stallungen. Ein Doppeltor mit einigen Gelassen und Erkern führte in die Mittelburg. Sie ist der am meisten zerstörte Teil der ganzen Anlage. Die Hauptburg ist mit ihr nur durch einen engen Weg verbunden. Von dem eigentlichen Schloßbau, der sich auf der Südspitze der Felsen erhebt, finden wir noch einige Erker, Keller, Gewölbe und spärliche Überreste des großen Rittersaales vor. Der Wartturm und die Kapelle bestehen nicht mehr. Tiefe, dunkle Gänge unter der Burg haben zu mancherlei phantastievollen, schaurigen Deutungen Anlaß gegeben. Im Hinblick auf sie redet man im Volke noch jetzt vielfach von Verbindungen der Greiffensteinfeste mit Greiffenberg, Friedeberg und sogar mit Burg Kynast.

Vermutlich wurde Burg Greiffenstein zu Ende des 12. Jahrhunderts erbaut — und zwar durch einen Ritter aus dem Geschlechte derer „von Greiff“. Als einen ihrer späteren Besitzer bezeichnet man Boleslaus den Langen. Ihm soll sie als sichere Wehrstätte gegen die böhmischen Feinde gedient haben. Der Chronist Naso schreibt: „Die Grenz- und Bergfestung Greiffenstein / fieng der Durchlauchtige Herzog Boleslaus Procerus an zu bauen im Jahre 1198. In deme man auf den hohen Felsen den Umbkreiß des Schlosses aufzeichnen / und den Anfang des festen Baues ergreifen wollen / hat man auf dem höchsten Steine des Felsens ein Nest mit jungen Greiffen angetroffen / wovon die Festung den Namen Greiffenstein erlanget hat. Gedachtes Berg-Schloß hat Bolko der Streithare den Hochwerten Helden / Gotthard Schaffen / Gotsche genannt / nach der Erfurther Schlacht / (darinnen er seine ritterliche Mannheit / vor allen andern tapffer erwiesen / und dadurch seinen Nachkommenden einen unsterblichen Namen hinterlassen) mit etlichen Dorffschäften / zur Dankbarkeit eigenthümlich übergeben ...“ Urkundlich wurde die Burg zum ersten Male 1243 erwähnt. Bis zum 15. Jahrhundert war sie Eigentum des Landesfürsten; dann ging sie in den erb- und eigentümlichen Besitz des reichsgräflich Schaffgotsch'schen Geschlechtes über. Während der fünf Jahrhunderte, in welchen dieses bereits auf dem Greiffenstein herrschte, hatte die stolze Burg manchen

schweren Sturm zu bestehen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie mehrere Male belagert und sogar nach einem viertägigen heftigen Bombardement durch Torstenson erobert. Auch die großen schlesischen Kriege gingen nicht spurlos an ihr vorüber. Zuerst war sie Hauptquartier des Prinzen Heinrich und des Generals Schwerin, dann wurde sie von den Österreichern eingenommen. Noch einmal brandeten die wilden Wogen des Kampfes um ihre Mauern, und zwar während des bayrischen Erbfolgefriege. Dann kam für sie die Zeit des langen Friedens. Doch erwies sich ihr diese keineswegs segensreich. Sieben Jahrhunderte hindurch hatte sie stolz der Vernichtung widerstanden; nun aber brach der Sturm der Zerstörung mit ganzer, unabwendbarer Macht über sie herein. Als für die Beamten des bisher in der Vorburg untergebrachten Rentamtes unten an der Straße ein Diensthaus gebaut wurde, riß man große Teile des ehrwürdigen Schlosses nieder und verwendete die Steine zur Aufrichtung des neuen Gebäudes. Erst die in den „Schlesischen Provinzialblättern“ erschienene „Standrede am Grabe des Greiffenstein im Monat Junius 1799, gehalten von einem Reisenden“ machte der leichtfertigen, unsinnigen Zerstörung ein Ende. Niemand jedoch konnte es verhindern, daß in der Folgezeit noch verschiedene Mauern, die ihrer schützenden Dächer beraubt und aus denen Steine herausgebrochen waren, zusammenfielen. So finden wir denn heute von der ganzen, einst so herrlichen Burganlage nur wenig mehr als eine große Trümmermasse. Doch frisch sproht überall junges, neu belebendes Grün, und wie um Stätten des Zusammenbruchs und Verfalls mit besonderer Vorliebe, so rankt sich auch um sie ein bunter Kranz stimmungsvoller Sagen. Fast alle beziehen sich auf die Entstehung des Namens Greiffenstein sowie auf die Erwerbung der Feste und der dazugehörigen Ländereien durch das Geschlecht der Schaffgotsch.

Als Stammvater des Hauses Schaffgotsch wird hauptsächlich ein Hirt Gotsche genannt. Er soll durch Heinrich den Bärtigen zu seinem Besitz gekommen sein, und zwar dadurch, daß er einen in der Umgegend des Greiffenstein verheerend wirkenden mächtigen Greif tötete und dessen auf der sogenannten Maleiche erbautes Nest samt den darin befindlichen Jungen durch Feuer

vernichtete. Man erzählt ferner, daß der Herzog, als er den tapferen Jüngling zum Ritter schlug, diesen Gotsche Schoff nannte. Aus dem neuen Namen entstand später der Name Schaffgotsch.

In einer anderen, ähnlichen Mär wird als Bezwinger des Untiers der junge Ritter Gottschalk von Kessel bezeichnet. Ihm soll der schlesische Herzog zum Danke das Land zu beiden Seiten des Queiß geschenkt und den Ehrennamen Kessel von Greiff und Greiffenstein verliehen haben. Eine dritte Fassung der Sage gibt das folgende Gedicht:

An meiner Heimat Grenze, da schaut Burg Greiffenstein
gleich einem treuen Wächter noch in das Land hinein.
Einst hauste auf dem Felsen ein fabelhaftes Tier,
halb Löwe und halb Adler, den „Greiff“ nann’ man es hier.
Ein Kampfgeübter Ritter, Herr Gotsche Schoff genannt,
befreite von dem Untier das argbedrohte Land. —
So meldet es die Sage; weiß nicht, ob’s wahr mag sein;
doch sind die Grafen Schaffgotsch noch Herrn vom Greiffenstein.

P. H. Schindler.

Auf die phantastievolle Deutung betreffs der unterirdischen Gänge der Burg wurde bereits oben hingewiesen. Nicht unerwähnt sei auch die schauerliche Mär von der Ahnfrau. Sie erzählt, daß in den Räumen des alten Schlosses früher häufig, und besonders zur Adventzeit, eine mit seltener Schönheit begabte, weißgefleidete Frau erschienen wäre, die sich einem frommen Pilger gegenüber als Adelheid, die Tochter des ersten Besitzers der Burg, bezeichnet hätte. Aus ihrer Lebensgeschichte, die sie dem Pilger berichtete, erfahren wir, daß sie auf Wunsch ihres strengen, hartherzigen Vaters einen ihr unangenehmen alten und wüsten Ritter heiraten sollte und, als sie sich weigerte, es zu tun, in den finsternen Kerker der Burg geworfen wurde. Als sie nach langen Qualen darin starb, wurde bestimmt, daß sie zur Strafe für den grausamen Peiniger und zur steten Warnung für seine Nachkommen in der Burg umgehen müsse, und zwar so lange, bis diese zerstört würde ...

Treten wir nun vor eine der noch erhaltenen Fensteröffnungen oder an einen der anderen ausichtbietenden Plätze und schauen

wir in das sich weit vor uns erstreckende Land hinaus. Welch ein wundervoller, an wechselnder Schönheit reicher Anblick biete sich uns dar! Ringsumher, an den Fuß des Greiffensteinkegels sich schmiegend, liebliches, mit Ückern, Wiesen, Wäldern, Wasserläufen und Dörfern gezeichnetes Hügelreich, und im Hintergrunde, bald näher, bald ferner den Horizont begrenzend, manche stolze, überragende Höhe. Im Süden und Südosten sind es der Kemnitz und der Hohe Iserkamm, letzterer mit Hochstein und Tafelfichte, die unser Schönheitstrunkenes Auge auf sich lenken. Ganz hinten, im Südosten, erkennen wir sogar die schroffen, mächtigen Gipfel des Riesengebirges. Ihnen vorgebettet erblicken wir den Kynast. Im Westen ist es ein Teil des böhmischen Jergelgebirges mit dem Haindorfer Kamm, welcher die Hochgrenze bildet. Bei der Nordschau, die über das Städtchen Lauban hinausgeht, begrüßen wir zuletzt die Landeskrone bei Görlitz.

Die Stimmung, die uns bei der Ausicht von der Ruine Greiffenstein beseelt, geben wir am besten mit den folgenden geisterten Versen Theodor Körners wieder, die auf einer schlechten Reise des Dichters entstanden:

Auf dem Greiffenstein.

Staunend tret' ich heraus auf den Söller, das trunkene Auge schwelgt unentschlossen umher. Schwer ist die glückliche Wahl! Soll es nach Westen hinauf in die dämmernden Berge sich tauchen? Soll es der spiegelnden Flut folgen in schlängelndem Lauf oder verwegen sich dort zu den flatternden Raben gesellen, um das verfallene Schloß magische Kreise zu ziehn? Alles auf einmal, ein Blick über die ganze Natur, rückwärts tief in den Wald, vorwärts zur Feste hinüber, dort zu den dämmernden Höh'n, hier in die Fluten hinab; dann zum Himmel hinauf und zu euch, ihr ergötzlichen Wolken, wie eure Nebelgestalt feck und verwegen sich baut: So mit dem einzigen Zug den Nektar der Freude zu schlürfen, so mit dem einzigen Blick, Erde, dein blühendes Reich klar in des spiegelnden Auges entzückten Kristall zu verweben, Leben und Frühling und Licht, all' in die Seele getaucht!

Vom Greiffenstein aus haben wir es nicht mehr weit bis zu dem am Queiß gelegenen Städtchen Friedeberg. Eine schöne Straße, die mit alten, mehr als hundertjährigen Bäumen umsäumt ist, leitet uns dorthin.

Wir kommen durch den Hainwald und berühren auch den prächtigen Märzberg. Er trug einstmals eine Aussichtswarte, den Marienturm, welcher vor allem einen herrlichen Fernblick in das Tal des silberblitzenden Queißflusses gewährte. Da seit seinem Abbruch die Bäume jede Ausschau verhindern, so erweist sich ein Besuch des Berges als wenig lohnend.

Friedeberg ist ein altes Städtchen, das dem Handelsverkehr zwischen Zittau und Hirschberg, der vor ungefähr tausend Jahren durch das Queistal führte, seine Entstehung verdankt. Anfangs war es eine einfache Raststätte, deren Zinsentrag dem Hause Nostitz auf Tschocha gehörte. Ein Ritter von Nostitz errichtete bei der Herberge eine Meierei und setzte dort einen Erbvoigt ein. Die neue Ortschaft erhielt den Namen Eulendorf. Nach Beendigung einer langen Fehde mit den böhmischen Nachbarn erhob Herzog Heinrich I. von Schlesien das Dorf zur Stadt und gab ihr im Hinblick auf den glücklichen Friedensschluß den Namen Friedeberg. Abgesehen von der ungestörten Ruhe und Behaglichkeit, die sich jetzt in dem Städtchen vielfach zeigt, hat sich dieser jedoch in der Folgezeit als wenig passend erwiesen. So berichtet die Chronik des Ortes und der Umgebung in der Hauptsache von allerlei friedestörenden und todbringenden Ereignissen. Am bemerkenswertesten sind ein Gewitter vom Jahre 1395, das in Friedeberg, Greiffenberg und den dazwischenliegenden Ansiedlungen 137 Personen tötete, und der 1448 unternommene große Überfall auf die Stadt, bei dem eine Raubritterbande sie fast ganz einäscherte.

Bei unserm Gange durch Friedeberg lenkt vor allem der große, quadratische Marktplatz unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er ist dicht von alten Häusern umsäumt und mit schönen Akazienbäumen geschmückt. In seinem Mittelpunkte stehen das schlichte, hohltürmige Rathaus und das Amtsgericht. Auch erblicken wir auf ihm drei alte Röhrenbütten. Die vierte, die sich an der Südost-

ecke befand, mußte einem Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. den Platz einräumen. Die Straßen der Stadt sind, wie es ja bei deren hohem Alter und den geringen baulichen Veränderungen in ihrem Innern nicht anders sein kann, meist recht eng. Solche von ausgesprochen modernem Charakter, mit ganz neuen Gebäuden, trifft man nur am Stadtrande, besonders in der Nähe der Post und des Bahnhofes.

Die Erwerbstätigkeit Friedebergs zeigt sich wohl am blühendsten im Geschäftesleben, das vor allem auf den Anforderungen der Landbevölkerung beruht. Die Industrie ist in der Stadt nicht gerade hoch entwickelt. Einstmals jedoch, um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts, war es anders. Wie die Chronik berichtet, besaß Friedeberg ungefähr vom Jahre 1825 ab ein herrlich blühendes Gewerbe in der Porzellanmalerei. Drei umfangreiche Werkstätten sorgten für die Herstellung entsprechender Waren. Leider aber bestanden sie nicht lange: der letzte Werkstattbesitzer stellte infolge eines großen Brandes im Jahre 1863 den Betrieb ein. Eine reiche Entwicklung zeigte unser Queisstädtchen auch auf dem Gebiete der Stickerei. Noch bis ungefähr 1830 waren Hunderte von Friedebergern, namentlich Frauen und Kinder, mit der Stickerei in Mull, Musselin und ähnlichen weißen Stoffen beschäftigt. Wegen Lohnverringerung, die durch überreiche Arbeitsangebote — namentlich aus den umliegenden Dörfern — verursacht wurde, mußte aber auch dieser Erwerbszweig in der Stadt bald aufgegeben werden.

Südlich von Friedeberg erreichen wir das Dörfchen Steine. Seinen Namen verdankt es einem in der Nähe liegenden Quarzfelsen, dem Totenstein. Er soll einst den wendischen Sorben, die in der Besiedlungsgeschichte des Isergebirges bedeutungsvoll sind, als Opferstätte gedient haben. Um ihn herum zog sich eine Strecke Moorböden, die von Steinen quadratisch begrenzt war. In den hier zu Anfang des 18. Jahrhunderts gefundenen Urnen erblickt man den deutlichsten Beweis für die betreffende Behauptung.

Von Steine aus wandern wir durch die langgestreckten Orte Krobsdorf und Ullersdorf weiter. Bald nimmt uns wieder die

breite, ebene Landstraße auf. Immer mehr und immer höher umschließen uns die links- und rechtsseitigen Ausläufer der Kämme, und ehe wir es uns versehen, stehen wir mitten drin in jenem herrlichen Gebiet, das die dunkelgrünen Tserberge wie ernste, stille Wächter langgestreckt umschließen, das man stolz und mit Recht das „schlesische Engadin“ nennt und dessen schimmernde Perle auf lichtgrünem Grunde der immer reicher aufblühende Kurort Flinsberg ist.



Bad Flinsberg.

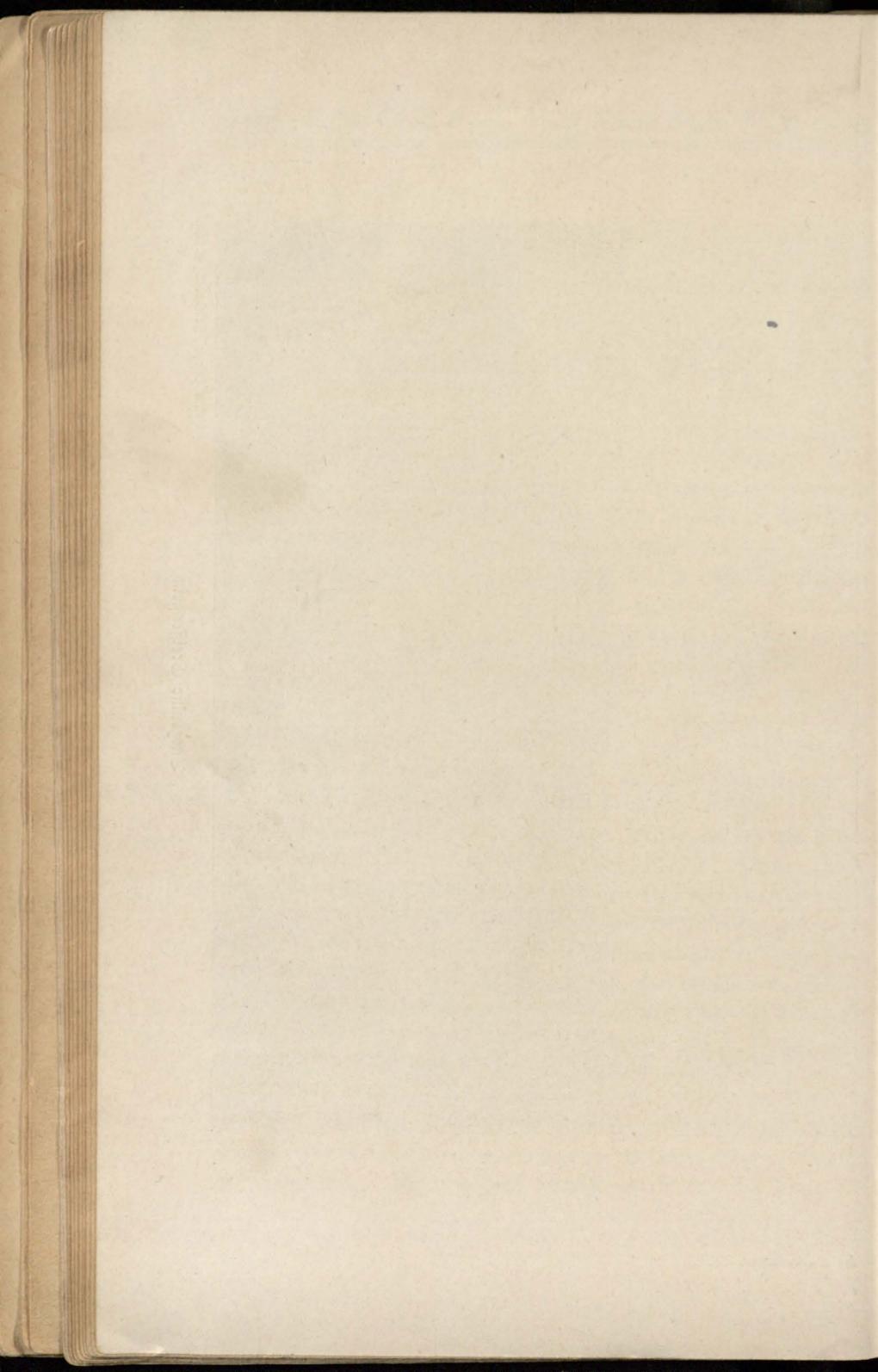
Wer nicht mehr die von uns bezeichnete letzte Wegstrecke zu Fuß zurücklegen will und infolgedessen von Friedeberg bis Flinsberg die Bahn benutzt, genießt gleich hinter der hohen, quer über Straße und Quer führenden Ullersdorfer Eisenbahnbrücke einen herrlichen Ausblick in den sich hier öffnenden lieblichen Flinsberger Talkessel und dessen kleines, aber weitgezogenes Häuserreich. Noch schöner freilich — und vielleicht am schönsten — zeigt sich Flinsberg von dem an der Lehne des Hasenberges gelegenen Restaurant „Waldfrieden“. Für die Gäste Flinsbergs bildet es ein bequem zu erreichendes und sehr beliebtes Ausflugsziel. Besonders zur Zeit des Nachmittagskaffees pilgern zahlreiche Scharen von Naturfreudigen auf lauschigem, wohlgepflegtem Waldpfade hierher. Andere wieder steigen beim „Waldfrieden“ weiter auf die Hasenberghöhe hinauf, die mit dem großen Hasenstein und einem Aussichtsturm gekrönt ist. Das Restaurant „Waldfrieden“ besitzt an der Talseite eine offene, sehr geräumige Veranda. Ein Stündchen — oder, wenn möglich, noch länger — auf derselben zu rasten und schweigend und sinnend auf das sich vor unseren Augen ausbreitende Landschafts- und Dorfbild zu schauen, ist ein schier unübertrefflicher Genuss. Freilich darf man sich die Stimmung seligen Versenkens in die von Berg und Tal, Wiesen, Wald und Häusergruppen wechselreich gebildeten Schönheitswunder nicht durch das oft recht laute und aufdringliche Geplauder der zahlreich versammelten Kaffeegäste stören lassen. Wer für dergleichen Unannehmlichkeiten leicht empfänglich ist, der besucht den „Waldfrieden“ am besten dann, wenn der große Schwarm sich noch nicht gerüstet oder sich endlich verlaufen hat, das heißt zur Vor- mittagszeit oder zur Stunde des hereinbrechenden Abends.

Die Höhenzüge, die das Talbild, das sich uns von der Veranda bietet, umrahmen, sind links der Kemnitz, rechts der Hohe Iserkamm. Der Kemnitzkamm rückt uns am weitesten mit dem Haumberge entgegen. Die besonders deutlich hervortretenden Teile des

Phot. S. Nierol. Friedberg a. Qu.

Burgruine Greiffenstein





Hohen Iserkammes sind die Grüne Koppe, die Höhe der Kammhäuser, der Kaiserstuhl und das Heufuder. Im Tale erblicken wir rechts die malerisch zwischen Wiesen und Gärten gebetteten Villen und Logierhäuser des „modernen“ Flinsberg.

Den Hauptanziehungspunkt desselben bildet das an der Lehne des Langenbergs ruhende und bei seinem abendlichen Lichterglanz weithin sichtbare Kurhaus. Um es näher betrachten zu können, wandern wir auf dem zuletzt erwähnten Waldwege in den Ort hinab und dann durch die sich geradlinig anschließende Straße darin weiter. Unterkunftshäuser verschiedensten Ranges, Privathäuser sowie zahlreiche Verkaufshallen und -buden begrenzen sie. In ungefähr einer Viertelstunde haben wir unser Ziel erreicht. Staunend bleiben wir eine Weile stehen, bewundern die äußerst geschmackvoll wirkenden Anlagen des Kurplatzes sowie das sich zu unserer Linken groß entrollende neue Dorf- und Landschaftsgemälde und wenden uns dann direkt dem Kurhause zu.

Es ist ein langes und hohltürmiges Gebäude, das im Renaissancestil errichtet wurde. Die Wandelhalle hat eine Ausdehnung von 80 m. Die vor dem Kurhause geschaffenen Terrassen sind doppelt so lang und mit Sandsteinmauern versehen. Prächtig angelegte Treppen verbinden sie miteinander.

Nicht weniger vornehm als die Außenanlage wirkt das Innere des Kurhauses. Es ist zudem reich gegliedert und enthält außer den Betriebsräumen und zahlreichen Fremdenzimmern Festsaal, Speisesaal, Lese-, Unterhaltungs-, Musik- und Billardzimmer. Im Speisesaal betrachten wir beifällig die von Kaiser geschaffenen Gemälde der Schneekoppe, des Kynasts und des Greiffenstein, im Festsaal das von Hendrich stammende Riesengebirgsbild. Die ganze Kurhausanlage, die an Vornehmheit und künstlerischer Vollendung mit der so manches hochberühmten Badeortes getrost wettelefern kann, verursachte einen Kostenaufwand von etwa zwei Millionen Mark. Sie ist eine Schöpfung neuerer Zeit und verdankt ihre Entstehung vor allem den tatkräftigen Bemühungen des verstorbenen Schaffgotsch'schen Kameraldirektors Dr. Kollenberg. Allerdings besaß Flinsberg schon vorher ein Kurhaus, einen kleinen, recht einfachen Bau, der durch einen Geistes-



franken niedergebrannt wurde. Da die Neuanlage bedeutend erhöhten Anforderungen entsprechen mußte und recht erhebliche Geldopfer bedingte, so schreckte man anfangs vor einer Inangriffnahme derselben zurück, und es schien fast, als sollte das mit so herrlichen Vorzügen bedachte Flinsberg für immer aus der Liste der aufblühenden Kurorte gestrichen werden. Daß dies nicht geschah, wurde durch den dann schließlich doch unternommenen Neubau bewirkt, mit dessen Sicherstellung und Zustandekommen sich Dr. Kollenberg ein unvergeßliches Verdienst in der Geschichte des Ortes, ja des ganzen Isergebirges erworben hat.

Flinsberg besitzt sieben Stahlquellen, die der Trink- oder Badefür dienen. Zu den auch zur Anwendung kommenden Nadel-, Rinden- und Moorwäldern liefern die großen, dichten Waldungen der Iserberge und die weiten Iserhochmoore das notwendige Material.

Als wichtigster Segenspender gilt der in der Halle des neuen Kurhauses befindliche Oberbrunnen, der als „heiliger Brunnen“ schon seit 1572 bekannt ist. Er wurde zum ersten Male in einer medizinischen Schrift des Berliner Arztes Leonhard Thurneisser erwähnt. Die Landleute, die ihn zuerst aufsuchten, wußten anscheinend nichts von seiner Heilwirkung und bedienten sich seiner wohl nur zur Erfrischung bei der heißen Feldarbeit. Wegen der in seinem Wasser enthaltenen Kohlensäure gab man ihm die Bezeichnung Bierborn. So wird er im Volksmunde auch heute noch genannt. Zur Zeit der österreichischen Herrschaft über Schlesien untersuchte eine von dem damaligen Grafen Schaffgotsch beauftragte Kommission den Oberbrunnen sowie die anderen auf sumpfigem Gebiet unter Sträuchern versteckten Heilquellen; jedoch erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurden sie weiter freigelegt, in Sandstein gefaßt und durch ein Dach geschützt. Vierzig Jahre später schuf man das durch Brand vernichtete Kurhaus.

Die dem großen neuen Kurgebäude in seiner ganzen Länge vorgebauten Terrassen sind so recht ein Platz zu behaglichem Wandeln und genüßreichem Schauen zugleich. Sei es in einer jener lebhaften Stunden, da bei den wechselreichen Klängen der Kurmusik ein bunter Schwarm furbedürftiger oder vergnügung-

suchender Menschen jedes Alters und beiderlei Geschlechts schlürfend, lauschend, plaudernd, prüfend, suchend, kokettierend und flirtend langsam auf und ab wandelt, oder in der stillen, nicht programmäßigen Zeit des Tages, während der nur wenige Gäste mit uns auf der Terrassenhöhe weilen — immer bietet sich uns dort des Beachtenswerten und Interessanten genug. Und nicht am wenigsten kommt unser Natursinn auf seine Rechnung. Da das Flinsberger Kurhaus über 500 m hoch und gerade dem nach Norden sich öffnenden Taleinschnitt gegenüberliegt, so gewährt es, wie schon beim Betreten der Anlage betont wurde, eine ziemlich weite Fernsicht. Über das alte Dorf, das mit seinem schlichten, aber geschmackvoll wirkenden Kirchlein hinaufwinkt, sowie über Ullersdorf, Krobsdorf, Steine und Egelsdorf hinausgehend, schweift unser Blick zu den Türmen Friedebergs hinüber, ruht dann noch einmal auf der lieblichen Greiffensteinhöhe und dringt bei ganz klarem Wetter sogar bis Greiffenberg vor.

Was den Charakter des sich uns entrollenden Bildes betrifft, so äußert er sich vor allem in den Vorzügen einer jugendlich frischen und sonntäglich reinen Lieblichkeit, und wer sich in seine für eine recht intime Betrachtung geschaffenen Schönheitszüge tief hineinzuieben weiß, wird reichstes, lautestes Gold der Stimmung aus ihm hervorzaubern.

Treten wir auf den Platz hinter dem Kurhause hinaus, so erblicken wir zu unserer Rechten die in gotischem Stil erbaute neue katholische Kirche. Mit ihren beiden schmucken Spitztürmen paßt sie vorzüglich in den Landschaftsrahmen hinein. Wohl gepflegte gärtnerische Anlagen umgeben sie. Einer näheren Betrachtung wert ist sie vor allem wegen der gediegenen Glasmalereien, die sie schmücken.

Unterhalb der Terrassen, dort, wo man in die Brunnenstraße einbiegt, befindet sich das Leopoldsbad. Es wurde wenig später als das alte Kurhaus erbaut und erhielt nach einem Brande in den sechziger Jahren, der es vollständig vernichtete, seine jetzige Gestalt. Nachdem wir noch den gegenüberliegenden Parkanlagen des Kurplatzes einen kurzen Besuch abgestattet haben, schreiten wir langsam die schattige, vornehme Brunnenstraße hinab und

direkt auf den Queiß zu. Auf der Löwensteinbrücke, die zum Bahnhofe führt, können wir eines der entzückendsten Panoramen dieses schönheitsreichen flusses bewundern.

Der Bahnhof Flinsbergs ist eine Schöpfung neuester Zeit. Er liegt an der Lehne des Haumberges und leuchtet mit seinen sauberen roten Ziegeldächern weit ins Tal hinein. Er dient dem direkten Verkehr mit Friedeberg und Greiffenberg. Allerdings bildet er nicht die Endstation. Sie liegt noch drei Kilometer weiter tal-einwärts, in unmittelbarer Nähe des recht idyllisch gebetteten „Forsthause im Walde“, und wird kurz als Bahnhof Forst bezeichnet. Und wie lange wird es noch dauern, dann dringt das menschlicher Eile und Bequemlichkeit oft allzu willige Dampfroß auch in den letzten großen Teil des „schlesischen Engadins“ vor und stellt endlich die von vielen leider ersehnte Verbindung zwischen Flinsberg und dem am Ausgange des Jägergebirges liegenden Schreiberhau her!

Nicht weit vom Bahnhofe entfernt, dort wo diebachgesäumte Dorfstraße dem „Forsthause im Walde“ zustrebt, grüßt uns der Niederbrunnen mit dem Ludwigsbade.

Eine Holzbrücke, auf der sich uns wieder ein überwältigendes, wenn auch engbegrenztes Queißpanorama bietet, führt uns von der staubigen, ziemlich verkehrsreichen Straße zur Kuranlage hinüber. Ehrwürdige, mächtige Bäume beschatten den Platz vor der schlichten Wandelhalle.

Dicht hinter der Kuranlage, auf verdeckter Anhöhe, ziehen sich die auf schlängelndem Pfade zu erreichenden und überschreitbaren Schienenstränge der Eisenbahn entlang. Nachdem wir das kleine, menschenstille Idyll nach allen Seiten betrachtet haben, lassen wir uns für ein Viertelstündchen auf beschatteter Bank zur Rast nieder. Mächtig drängen die Wogen des Queißwassers, das mit Steinigeröll reichlich angefüllt ist und auch durch große, wuchtige Felsblöcke behindert wird, vorwärts und übertäuben mit ihrem rauschenden, donnerähnlichen Getöse jeden anderen Laut. Schweigend und voll Ergriffenheit lauschen wir dieser herrlichen Natursymphonie, schauen dabei den Farbenspielen der vom blauen, wolkenlosen Himmel niederblitzenden Sonne zu und spinnen mit unserm

Fühlen und Denken tiefe, feierelige Träume. Dann nehmen wir Abschied vom Niederbrunnen — schweren Herzens, uns aber doch herzlich freuend, daß Flinsberg neben den modernen, kunstvollen Kuranlagen am Langenberge auch noch diesen besitzt.

Wir sind damit am Ende unserer Ortswanderung angelangt und hätten nun Gelegenheit, auf die noch nicht berührten schönen Ausflugspunkte in der nächsten Umgebung des Dorfes hinzuweisen. Doch da es nicht Zweck unseres Büchleins ist, alle besuchenswerten Stätten des Isergebirges — und es gibt deren sehr viele — anzuführen oder wohl gar nach ihren Eigenheiten zu bezeichnen, so wollen wir auch hier davon Abstand nehmen. Einige der Glanzpunkte werden zudem noch auf den größeren Bergfahrten, die von Flinsberg ausgehen und mit denen wir uns in einigen der nächsten Kapitel beschäftigen, besucht. Es seien darum hier nur zwei besonders reizvolle Gebiete aus der Umgegend des Ortes kurz erwähnt: die Steinbachschlucht und die Dorfbachschlucht.



Zum Hochstein.

Das Isergebirge besteht seiner Hauptgliederung nach aus vier Höhenzügen. In der Richtung von Norden nach Süden sind es der Kemnitzkamm, der Hohe Iserkamm, der Mittlere Iserkamm und der Welsche Kamm. Während die beiden letzteren Kämme, ebenso wie das sich ihnen unmittelbar anschließende nördliche Riesengebirge, zur Granitzone gehören, zählen die ersten, die das Hauptgebiet ausmachen, zur Gneiszone. Der mächtigste Zug unseres Gebirges, das nicht weit und nur mit wenigen Bergspitzen über 1100 m hinausgeht, ist der sich schon durch seinen Namen kennzeichnende Hohe Iserkamm. Er besitzt seinen überragenden Punkt in dem $1126\frac{1}{2}$ m hohen Hinterberg und reicht westöstlich von der Tafelfichte (1122 m) bis zum Hochstein (1058 m).

Um das Gebiet des Höhenwaldes zu erreichen, der seinen breiten, langen Rücken wie ein dunkelgrüner Mantel deckt, benutzen wir einen jener Wege, die von Flinsberg zuerst zum Gastehouse „Germania“ emporleiten. Er ist ziemlich steil, und da er zudem über freies Gelände führt und die Morgensonne des Julitages nicht geringe Wärme ausstrahlt, so kostet uns schon dieser Aufstieg manchen Schweißtropfen. Dafür werden wir aber durch einen Rückblick von der Höhe der „Germania“ aus reichlich entschädigt. Das ganze Flinsberger Tal breitet sich vor uns aus, und rechts schauen wir tief in das Wäldergewoge des fast tausend Meter hohen Kemnitzkamms, der hier die Grenze bildet. Wahrliech, ein köstlicher Genuss, der sich uns hier bietet. Noch schöner freilich als in der Frühe scheint mir der Ausblick von der „Germania“ zur Stunde des hereinbrechenden Abends zu sein. Indem ich an die wundervollen Spätsommerabende zurückdenke, die ich in träumerischer Ausschau hier oben verbrachte, kommt mir auch ein vorzüglich entsprechendes Stimmungsbild aus Max Krezers Flinsberger Roman „Warum?“ in den Sinn.

„Herrlich dämmerte der Abend herauf. Die Luft war rein und durchsichtig, so daß der Blick unbegrenzt in die Ferne schweifen

konnte. In himmlischer Ruhe lag das Tal vor dem schönheits-
trunkenen Auge, das sich immer aufs neue ihm zukehren konnte,
ohne die Reize ganz erschöpft zu haben. Göttlicher Friede lag
über den Feldern, die in der Färbung von grünem und braunem
Sammet wie unregelmäßige Vierecke eines riesigen Schachbrettes
in sanfter Wölbung über die Berge gebreitet waren, immer steiler
sich emportürmten und, dem Blicke weiter entrückt, bunten, frisch
aufgetragenen Farbentupfern glichen. Allmählich verlor sich die
saftige Farbe, rötlich schimmerte der felsengrund im Abendschein,
bis höher hinauf auf dem Bergesrücken dunkle, starre Fichten wie
eine schwarze, gewaltige Kette vom hellen Himmel sich abhoben,
gleichsam wie ein Heer von Wachtposten, das, den Wolken am
nächsten, den riesigen Talsessel umschließen müsse. In scharfen
Linien ragte der Kirchturm des Dorfes empor, und um ihn herum
schlossen sich die Häuser mit ihren kalkschimmernden Wänden und
Dächern, zum Teil wie durchschnitten von den Bergen erscheinend,
so daß die Täuschung entstand, als ruhten nur die Dächer auf
dem Erdboden. Hin und wieder stieg blauer Rauch kerzengerade
in die Luft, gleich einer aus Ringen gewobenen Säule, die all-
mählich von der Unendlichkeit verschlungen wurde. Die weißen
Häuschen an den Bergen jenseits erschienen nun spukhaft klein,
bei ihrem Anblick an das Märchen vom Riesenfräulein erinnernd,
das ausgegangen war, um sich den Bauer, seinen Wagen und
sein Gehöft als Spielzeug mit nach Hause zu nehmen. Und dort,
wo die Berge auseinanderklafften und die Aussicht ließen, lag
weit ausgedehnt die Ebene mit ihren kleinen Städten und Dörfern,
die im letzten Sonnenlicht noch einmal grell sich abhoben und den
Eindruck machten, als hätte man große Schachteln geöffnet und
die Türmchen und Häuschen sauber zusammengestellt. Die Sonnen-
strahlen brachen sich an den Wolken. Dann huschten breite Schatten
über die Ebene, verscheuchten die blendende Helle an den Häusern,
um sie wieder an anderer Stelle auftauchen zu lassen. So sah es
aus, als blinkten nette Säckelchen in wechselnder Beleuchtung, die
je nach der Stellung des Lichtes aufblitzende Punkte schuf."

Eine breite, wohlgeflegte Straße führt von der „Germania“
an weiter aufwärts. Im Winter bildet sie eine vorzügliche, wenig

gefährliche Rodelbahn und wird von den Gästen des neuerdings auch als Wintersportplatz geschätzten Flinsberg recht fleißig benutzt. Eine kurze Wegstrecke noch, dann umschließt sie auf beiden Seiten hoher, dichter Fichtenwald. Er lichtet sich nicht eher, als bis wir die Kammhöhe erreicht haben. Wo die eigentliche Kammstraße beginnt, stehen fünf Gebirgsbauden. Sie führen den Namen Kammhäuser und gehören ebenso, wie die noch weiter südwärts liegenden Ansiedlungen „Schindlers Plan“ und „Groß-Iser“, zur Gemeinde Flinsberg. Das erste Haus ist die sogenannte „Neue Iserbaude“. Sie wurde vor wenigen Jahren erbaut und allen Anforderungen modernen Reiselebens angepaßt. Da die in ihr üblichen Preise verhältnismäßig gering sind, so kann sie allen denen, die bequeme Kammtouren unternehmen wollen, als besonders geeignete Ausgangsstätte empfohlen werden.

Bald wieder durch Wald fortschreitend, kommen wir nach etwa einer halben Stunde zu den beiden Häuschen von „Schindlers Plan“. Hier verlassen wir die breite Iserstraße und biegen in den links ablenkenden schmalen Pfad ein. Prächtiger, üppiger Baumbestand, der bald enge, bald weite Bahn frei läßt und nur ganz vereinzelt freie Ausschau und einen Blick auf fernere Wälderhöhen gestattet, umgibt uns nun lange. Auf dem Tränkefamm überqueren wir den Pferdelochweg, der hier seinen nordwestlichsten Punkt erreicht und eine weitläufige Verbindung zwischen Ludwigsbaude und Jakobsthal bildet. Er schneidet südlicher auch die alte Zollstraße, die von Schreiberhau nach Karlsthal führt. Ein wichtiger Punkt auf unserm Marsche durch die Einsamkeit des Hohen Iserkammes ist die Grüne Koppe. Sie bietet auf ihrem nördlichen Hauptgipfel eine großartige und weite Rundsicht. Unsere besondere Aufmerksamkeit erregt der an der Südseite des Berges befindliche und gut entwickelte Zirbelkiefernbestand. Der Hinterberg, die höchste Erhebung des Gebirges, liegt fast südlich von der Grünen Koppe. Er ist wenig zugänglich und gestattet wegen seines dichten Baumbestandes so gut wie keine Aussicht. Der seinen Nordwestabhang bedeckende Wald trägt — wie Professor Hübler, ein gründlicher Kenner des Isergebirges, behauptet — in verschiedenen Teilen den Urwaldcharakter des Böhmerwaldes

am Kubani. Die mächtigen Stürme, die besonders zur Spätherbstzeit das Isergebirge durchtoben, und die gewaltigen Schneelasten des Winters haben auch hier manch schreckhaft Werk vollbracht. Zwischen den noch schlank und trozig aufragenden Bäumen mit zerzausten Kronen und dürren, starren Ästen erblicken wir abgebrochene, geknickte, entwurzelte und niedergestürzte Stämme. Wahrlich, das Ganze eine überraschend urwüchsige, fast zauberhaft wirkende Wildnis! Das Wachstum der in dieser Hochwaldregion stehenden Bäume ist ein erstaunlich geringes. Die entwickeltesten Stämme haben bei einem Alter von über 150 Jahren nur wenig mehr als neun Meter Höhe. Dafür besitzen sie aber auch eine große Widerstandskraft. Ihr Holz ist steinhart, so daß die Axt des Holzsägers oft daran abprallt und es nur äußerst schwer zu bezwingen vermag.

Wer ein guter Pfadfinder und besonders tüchtiger Fußgänger ist, mache vom Hinterberg aus noch einen Abstecher in den wundervollen Lämmergrund. Er wird von dem in die Große Iser mündenden Lämmerfloß durchzogen und führt fast bis in die Gegend des Ortes Groß-Iser hinüber.

Nicht weit vom Hinterberg erhebt sich die Weiße Steinrücke, auch Weißer Flins genannt. Sie besitzt ein in den Gneis des Hohen Iserkammes gebettetes Quarzlager. Der Quarz ist schneeweiss und erscheint so manchem Wanderer, der seine leuchtende Masse unten von der Queißstraße aus betrachtet, wie wirklicher Schnee. Für die Glashütten in Karlsthal und Schreiberhau bildete er einst das Rohmaterial. Heute ist der große Steinbruch des Weißen Flins nicht mehr in Betrieb.

Bei der Ausschau von unserer Höhe haben wir links den sich in seiner ganzen Länge zeigenden Kammkamm, rechts den zum Riesengebirge hinüberleitenden Zackenkamm. Zwischen beiden und dem Hohen Iserkamm zieht, malerisch von schweigendem Wald umschlossen, die Queißstraße dahin. Dort, wo sie das Gebiet der Wasserscheide zwischen dem an der Grünen Koppe entspringenden Queiß und dem vom Abhange der Weißen Steinrücke kommenden Kleinen Zacken bildet, liegt einsam, aber viel besucht, die Ludwigsbaude.

Doch wandern wir nun auf dem schmalen, nach Osten ziehenden Kammfadé fort. Durch Blaubeergestrüpp und auch zuweilen über Felsenhöhungen schreitend, nähern wir uns der aus mehreren burgmauerartigen Felsgruppen bestehenden Abendburg. Abendburg! Welch wundertiefe, ergreifende Poesie liegt doch in diesem Namen! Unübertrefflich gibt sie der Dichter Bruno Wille wieder, wenn er den Helden seines nach der Felshöhe benannten Romans sprechen läßt: „Da ich als Kind die ersten Male von der Abendburg reden hörte, dachte ich an gütlichen Abendgewölk, anzuschauen als eine Burg; auch an eine Feste dachte ich, trutzig in den Abendhimmel gerecket, gewappnet wider den Feind, der im Finstern schleicht. Und es war eine Stimme in dem Namen wie Herbstwind, abendlisch am Gitterfenster säuselnd, oder wie der verlassenen Jünger fromme Bitte: ‚Bleibe bei uns Herr, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget!‘“

Köstliche Volksmärchen geben der romantischen Felspartie erhöhte Stimmungsmacht. Alle reden sie von der Abendburg als von einem verwunschenen Schlosse.

Gewaltige Schätze an Silber, Gold und Diamanten sollen noch heute, durch einen Zauberer bewacht, in unterirdischen Räumen dort verborgen liegen. Von dem Zauberer erzählt man, daß er die schöne Tochter des Schloßherrn zur Frau begehrte und, als er abgewiesen wurde, Schloß samt Bewohner aus Rache verzaubert hätte. Bevor dies geschah, soll bereits der böhmische König Wenzel die Burg zu erobern versucht haben. Seine Krieger und Werkleute wurden aber, wie die Sage berichtet, durch Geistemacht erschreckt und davongejagt. Wer den bösen Zauber, der auf der Burg liegt, brechen will, muß drei schwere Rätselfragen beantworten. Diese werden ihm durch den riesengroßen, schwarzen Geist, der durch eine Beschwörung zur Mitternacht herbeigerufen wird, gestellt. Noch keinem ist es bisher gelungen, die drei Aufgaben richtig zu lösen. Jeder, der es versuchte, wurde durch die seltsame Geistererscheinung erschreckt und gedankenlos gemacht. In Flinsberg und Umgebung glaubt man, in der Johannisnacht zwischen elf und zwölf Uhr vom Haumich (Haumberg) aus die Abendburg in ihrer einstigen stolzen Schönheit erblicken zu können.

Man sieht einen Zwerg das Burgtor öffnen. Ist man gerade in der Nähe, so darf man in die drei Schatzkammern hineingehen und so viel von dem aufgespeicherten Reichtum nehmen, wie man vermag. Doch soll man sich hüten, in eine unersättliche Gier zu verfallen und länger als bis zwölf Uhr in der Burg zu verweilen. Wer sie nicht zur rechten Zeit verläßt, wird eingeschlossen und bleibt ein ganzes Jahr darin gefangen.

Und auch für eine Einschließung in der Abendburg gibt es Beispiele.

„Die Mär vermeldet, in einer Johannisnacht sei eine arme Frau mit ihrem Kindlein zur Abendburg gekommen. Da hat sich der Fels verwandelt, und die Mutter, ihr Kindlein an der Hand, ist eingegangen in das strahlende Schloß und hat in den Gängen Gold gefunden, das von der Decke herabhang wie Tannenzapfen von den Nadelzweigen. Wie sie nun genug abgebrochen und zusammengerafft, ist sie enteilet und hat in der Haft ihres Kindleins vergessen. Draußen erst hat sie mit Schrecken sich umgewandt, es zu holen. Da ist ihr vor der Nase die Türe geschlagen, und auf einmal die Abendburg wieder wüster Fels gewesen, und drinnen war das Kindlein. Geweinet und sich das Haar gerauft hat die Mutter, auch vor Verzweiflung das Gold weggeworfen, weil das sie nicht glückselig machen konnte, nun ihr Kindlein verloren. Aber wie sie nach Jahresfrist zur Abendburg kommen ist, sich auszuweinen, hat sich der Felsen abermals zum Schloße verwandelt, und siehe, drinnen an einem steinernen Tische sitzt das Kindlein, frisch und gesund, einen Apfel in der Hand, und winkt lächelnd der Mutter, hereinzukommen. Diesmal hat die Mutter nicht nach den kalten Schätzen gegriffen, sondern nach dem lieben Kindlein. Ist mit ihm eilend zum Burgtor hinaus und hat das Wiedergewonnene geherzet und geküßet. Der Apfel aber ist eitel Gold worden, also daß die Mutter von ihrer Armut fürder frei.“ (Bruno Wille.)

Wir befinden uns hier in einem Hauptgebiete der isergebirgischen Volksage, und es sei darum, ehe wir von demselben Abschied nehmen, noch eine in der Umgebung unseres felsenhaues spielende Sage berücksichtigt.

Nicht weit von der Abendburg entfernt fließt ein Wasser, das man im Volksmunde den Heilbrunnen nennt. Zur Erklärung seines Namens behauptet man, daß es früher wundersame Heilkraft besaß und daß Kranke, welche sich darin die Füße waschen, von ihrem Übel befreit wurden. Als vor vielen Jahren auch einmal zwei Frauen im Heilbrunnen badeten, humpelte plötzlich eine verhuzzelte Alte aus dem Dunkel des Waldes hervor und schüttete vor ihren Augen eine große Hand voll Hirsekörner in das Wasser hinein. Dabei bannte sie die Heilkraft und bestimmte, daß sie sich erst nach so viel Jahren wieder zeigen solle, als Hirsekörner im Wasser lägen. Von der merkwürdigen Stunde an, da die Alte die Bannworte sprach, hat jeder, der zum Heilbrunnen kam und hineinstieg, vergeblich auf Heilung gehofft. Wann die Zeit des Bannes vorüber ist, weiß man nicht.

Den östlichsten Punkt unserer Kammwanderung bildet der Hochstein. Seinen Namen erhielt er nach zwei auf der Berghöhe thronenden granitenen Felsgruppen. Die von uns zuerst erreichte Gruppe ist die größere und heißt darum Großer Hochstein, während die andere, am weitesten östlich gelegene, im Verhältnis zu jener Kleiner Hochstein genannt wird. Nicht mit Unrecht gilt sie als der herrlichste Glanzpunkt der Isergebirgsfernſchau. Von dem auf ihr erbauten Aussichtsturm bietet sich uns ein höchst malerisches und weit umfassendes Panorama.

Außer den gewaltigen Bergzügen des Riesengebirges erblicken wir als letzte Höhen im Osten das Glatzer Gebirge und den Zobten, im Nordosten den Gröditzb erg und den Probsthainer Spitzberg, im Norden die Landeskrone, im Nordwesten das Heufuder und im Südwesten den Jeschken. Dicht am Ostrand des Hochsteins steht ein schlichtes hölzernes Gastwirtschaftsgebäude. Wir treten auf den schmalen Platz, der sich an seiner Frontseite befindet, hinaus. Auch hier entrollt sich uns ein geradezu überwältigendes Bild. Drüben schauen wir die in stolzer Majestät sich aufrückenden Riesengebirgshöhen und tief unten, zwischen Riesen- und Iserbergen, das in seiner ganzen Schönheit strahlende Tal von Schreiberhau.

Und wieder darf ich tiefvertraut dich grüßen,
du mädchenlieblich Tal zu meinen Füßen.

Mit deinem mohnblumbunten Hüttenkranze
träumst du in goldnem Sommersonnenglanze.

Viel Pfade sind wie Kettengoldgeschmeide
an deinem grünen, zauberduft'gen Kleide.

Bergriesen, die ringsum ins Blau sich türmen,
beschützen dich vor wetterwilden Stürmen.

Und Tannenscharen, die von Höhen steigen,
stehn still vor dir in andachtsvollem Schweigen.

w. M.R.

Eine Stunde süßer, seele- und förperstärkender Rast, dann zwingt es uns schließlich zum Weitermarsch. Wir schreiten nun nicht auf dem vom Hochstein ziemlich steil abfallenden Pfade nach Schreiberhau, sondern zurück in die Einsamkeit unserer Iserberge. Unser Endziel ist die bereits vom Weißen Flins aus begrüßte Ludwigsbaude. Die aufmerksame Betrachtung beim Näherschreiten zeigt uns einen wundervoll gelegenen, großen und architektonisch schönen Holzbau. Er ist neuesten Datums und wurde an Stelle der im Jahre 1911 niedergebrannten alten Ludwigsbaude errichtet. Außer Gastwirtschaftsräumen und Fremdenzimmern enthält er im oberen Stock auch mehrere für seinen Besitzer, den Grafen Schaffgotsch, eingerichtete Räume. Sie werden zur Zeit der bei der Ludwigsbaude stattfindenden Jagden benutzt.



Aber den Kemnitzkamm.

Die höchste Erhebung des hinter der Ludwigsbaude sich erstreckenden Kemnitzkammes ist der fast tausend Meter hohe Kemnitzberg. Über ihn hinweg, nicht weit von seinem unwegsamen Gipfel entfernt, führt unsere heutige Wanderung. Gleich nachdem wir die große Queifzstraße verlassen haben, beginnt der Aufstieg. Rüstig geht es empor. Zuerst nimmt uns ein ziemlich breiter Waldweg auf, dann aber schreiten wir, auch noch nachdem wir die Kammhöhe erreicht haben, auf schmalen, dicht von Fichten umschlossenen Pfaden dahin. Nur ab und zu das Gezwitscher eines Vögleins und das ferne Atemholen des Windes, sonst tiefe, wundersame Stille in den weiten Waldeshallen. Ein seltsames Traumweben kommt über uns, und bald hat es uns ganz umfangen. Da frucht es plötzlich im dichten Unterholze vor uns. Überrascht und aufgerüttelt, sehen wir noch gerade, wie ein kapitaler Hirsch links aus dem Waldesdickicht hervorbricht und — mit gewaltigem Sprunge den Pfad überquerend — seinen geräuschvollen Lauf auf der anderen Seite fortsetzt.

Munteren Sinnes wandern wir nun weiter und erreichen bald den auf dem nördlichen Kammrande links hinabziehenden Hauptweg. Er bringt uns, schnell wieder in das Dunkel des Waldes eintauchend, in etwa einer halben Stunde nach dem Dorfe Querbach. Dort, wo wir das Wildgatter durchschritten haben, bei der romantischen, lieblichen Christwiese, liegt Querbach unmittelbar vor uns. Mehrere in modernem Stil erbaute Unterkunftshäuser, die dem zum Teil auf freier Berglehne sich ausbreitenden Oberdorfe angehören, zeigen, daß der Ort auch im fremdenverkehr bereits eine Rolle spielt.

Was ihn auszeichnet, ist neben einer herrlichen, abwechslungsreichen Umgebung vor allem seine günstige Lage in einer Höhe von 425 bis zu 660 m. In seiner ganzen Länge wird er von dem seinen Namen bestimmenden Querbach durchzogen. Mit seinen schlanken, oft noch recht altertümlichen Häuschen macht er den Eindruck einer wirklich typischen Gebirgsiedlung.

Ein Feldweg bringt uns von Querbach weiter nach der einsamen Kolonie Förstel und bald darauf nach dem Dorfe Giehren. Auch Giehren wird, wie Querbach, von einem frischen, munteren Wässerlein — und zwar von der forellenreichen Giehre — durchflossen und besitzt wie jenes eine ziemlich beträchtliche Ausdehnung. Am weitesten in die Berge hinein zieht es sich mit den beiden Ortsteilen Greiffenthal und Regensberg. Regensberg, das am höchsten liegt, soll früher Kessel geheißen haben. Seinen neuen Namen erhielt es, wie die Sage erzählt, durch einen Herrn von Schaffgotsch, der einst mit großem Gefolge in der Umgegend jagte und durch andauernden Regen gezwungen war, acht Tage lang im Orte zu verweilen.

Oberhalb Regensberg, am Waldeingange, befindet sich der sogenannte Kesselschloßfelsen. Auf seiner Kuppe, die wegen der schönen, glatten Schieferplatten, die sie lieferte, abgetragen wurde, soll vorzeiten ein Jagdhaus gestanden haben. In dem hinterlassenen Tagebuche des ehemaligen Bürgermeisters Heinrich zu Friedeberg a. Queiß heißt es: „Die Mauern des Kesselschlosses sind heute noch zu sehen; Herzog Boleslaus IV. hat es 1161 zu einem festen Jagdschloß erbaut.“ Nicht selten hört man im Volke auch die Vermutung, daß die im Felsen sichtbare Vertiefung — die zweifellos durch das Absprengen der Schiefermasse bewirkt wurde — der Brunnenüberrest eines alten Raubschlosses sei.

Darauf bezieht sich die folgende finnige und stimmungsvolle Mär aus dem Hauptischen „Sagenbuch der Lausitz“:

„Bei Meffersdorf im tiefen Waldgebirge stand vor alten Zeiten das Kesselschloß ganz versteckt und wenigen bekannt. Dort hauste ein wilder Räuber. Der entführte einst eine schöne und vornehme Jungfrau und hielt sie lange verborgen auf seinem unzugänglichen Felsenstöze als sein ehelich Gemahl. Aber nach einigen Jahren schwand das blühende Weib nur so dahin, und der Räuber ward traurig; denn er liebte sie über die Maßen und begehrte den Grund ihres Kummers zu erfahren. Und sie sprach: „Es ist die Sehnsucht, die ich in meinem Herzen trage, nach Vater und Mutter und meinen lieben Brüdern, sie nur ein einziges Mal wiederzusehen.“

Da ward der Räuber sehr traurig und sprach: „So ziehe hin! Aber schwöre zuvor, daß du gehst und kommst und niemand sagest, woher und wohin, damit unser Aufenthalt unbekannt bleibe!“

Das gelobte sie und zog fort zu Vater und Mutter und ihren sieben Brüdern. Da war große Freude drei Monde lang. Aber die Räubersfrau hielt ihren Schwur getreulich, und als sie unter großem Weinen Abschied nahm, da mußten ihre Brüder versprechen, daß sie ihr nicht nachspähen wollten, wo sie hinzöge.

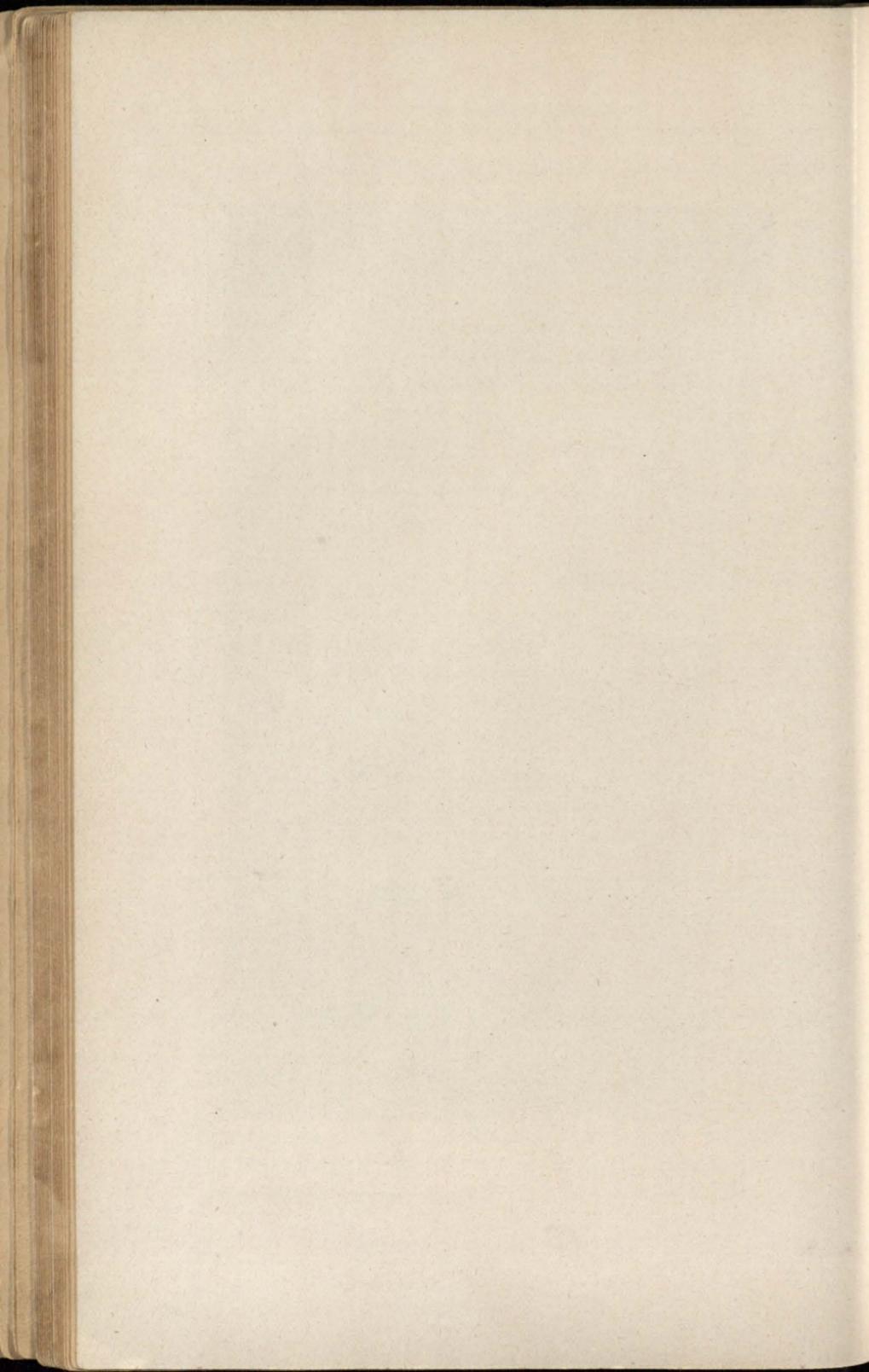
Der jüngste Bruder aber war ein fluger Knabe und brachte ihr zum Abschiede einen Sack voll Mehl und sprach: „Bake dir Kuchen davon, Schwesternlein, daß du wieder feine rote Bäcklein bekommst!“ und legte den Sack hinten aufs Pferd, und sie zog fort. Der Knabe aber hatte in den Sack ein Loch gemacht, also daß den ganzen Weg entlang ein Körnlein Mehl nach dem andern herausfiel. Des andern Tages zogen die Brüder auf dieser Spur nach dem Kesselschloß, befreiten ihr Schwesternlein, töteten den Räuber und zerstörten das Schloß.“

Auch in den Nären vom „Vogel Greif“ und von „Gotsche Schoff“ wird das Kesselschloß genannt. So macht Haupt in seinem Sagenbuche die Bemerkung: „Es sind alte Waffen an der bezeichneten Stelle gefunden worden.“

Wer ein Freund geologisch bedeutsamer Stätten ist, versäume nicht, vor Besteigung der Kesselschloßhöhe noch den Überresten des alten Giehrener Zinnbergwerkes einen Besuch abzustatten. Das Werk war bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Betrieb und wurde die Veranlassung zur Entstehung der „Bergfreiheit“ Greiffenthal. Im ganzen bestanden auf dem Randgebiete des nördlichen Erzgebirges über hundert Gruben. Auch das bereits charakterisierte Querbach und die westlicher gelegenen Orte Krobsdorf und Hernsdorf gehören zu den Bergwerksdörfern. Außer Zinn förderte man in den Zechen Kupfer und Kobalt zutage. Als man das flachliegende Erz abgetragen hatte und bis zu 30 m Tiefe gekommen war, drang plötzlich Wasser in die Stollen und Schächte ein. Und da dessen Beseitigung durch die damaligen einfachen Pumpwerke sich als zu kostspielig erwies, mußte der noch vielversprechende Betrieb eingestellt werden. Dies geschah,

Bad Flinsberg
Phot. E. Nipel, Friedberg a. Qu.





wie in Giehren, so auch in den anderen Bergwerksorten, um die Zeit der Befreiungskriege. Heute, wo die Technik ganz bedeutende Fortschritte zu verzeichnen hat, erfordert die Bewältigung der störenden Wassermengen keine allzu beträchtlichen Mühen und Unkosten mehr. Und darum ist es dringend zu wünschen, daß der Bergbau im Gebiete des Kemnitzkammes, vor allem in Giehren und Querbach, recht bald wieder in Aufnahme komme, für die oft recht dürfstig lebenden und durch Industrie nur schwach begünstigten Bewohner der alten Zechendorfer bedeutet die Neueröffnung der Erzgruben eine nicht geringe Segenstat.

Doch wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun wieder dem Kesselberg zu. Auf der freien Höhe desselben, ein gut Stück vor dem Kesselschloßfelsen, erhebt sich die Kesselschloßbaude. Da sie eine gar wundervolle Fernsicht in das schlesische Land hinein bietet und uns zudem nach der ziemlich anstrengenden Wanderung wieder einmal ein kühler Trunk not tut, lassen wir uns an einem der Tische, die auf freiem Bergvorsprunge aufgestellt sind, zu bequemer Rast nieder. Ehe die sehr beschäftigte Hebe des Hauses uns das erwünschte Getränk verabreicht, haben wir gute Gelegenheit, das große Naturbild, das sich uns bei herrlichster Sommer klarheit entrollt, aufmerksam zu studieren. Es umfaßt ein Gebiet mit einer Längenausdehnung von ungefähr zehn Meilen. Bis zum Eisenbahnviadukt bei Bunzlau vermag der geschärzte Blick hinüberzuschweifen. Während im Osten das Bober-Katzbach-Gebirge die Horizontlinie bildet, bestimmen im Westen die Zittauer Berge und die Landeskrone die Abgrenzung des Sichtbaren. Von den Orten, die zum östlichen Vorlande der Iserberge gehören, können wir deutlich überschauen: das siebenzipflige Dorf Rabishau mit dem idyllischen Mühlendorfe, das an prächtigste Waldungen sich anschließende Hayne, das lieblich gebettete Mühlseiffen, das sich weit erstreckende Dorf Langwasser und das mit seinem weißen Aussichtsturme weithin erkennbare und ein prächtiges Riesengebirgspanorama bietende Birngrütz. Zu den uns bereits bekannt gewordenen Punkten im näheren Bilde gehören der Greiffenstein und das Städtchen Friedeberg. An Friedeberg schließt sich das auf eine sanfte Anhöhe hinaufziehende

und nach Rengersdorf und zum Queisztale hinüberleitende Gebhardsdorf an. Ganz im Hintergrunde windt das Dorf Schwerta herüber. Lange — viel länger, als wir es uns wegen der heute bereits genossenen größeren Rastpausen vorgenommen, verharren wir auf unserm behaglichen Plätzchen vor der Kesselschloßbaude und schauen bei fröhlichem Geplauder in die sich uns darbietende Landschaft hinaus. Schon beginnt wieder ein leichter Schwarm der am Nachmittage vom Himmelsfelde entwichenen Wolken im Westen heraufzusteigen — und schon träumt auch der Tag langsam in den Abend hinüber. Rüsten wir uns darum zum Aufbruch! Parallel mit dem breiten, wohlgepflegten Wege, der oberhalb der Baude in den Wald hinein und auch zum Kesselschloßfelsen führt, zieht sich ein Wiesenpfad entlang. Ihm folgen wir. Anfangs scheint es, als wollte er uns langsam die Berglehne hinunterführen; bald aber biegt er wieder auf die Höhe hinauf und zieht nun in wundervollem Wechsel, bald freie Ausblicke gewährend, bald prächtige, verschiedenartigste Waldstrecken erschließend, auf derselben weiter.

Stumm schreit' ich hin an grünem Bergesaum.
Vor meinem Blick ein weiter Hügelraum . . .

Auf fernem Gleise feucht und dampft ein Zug;
berghoch ein Vogelschwarm im Heimwärtsflug.

Durch Wolkenwellen spielt ein Sonnenstrahl
und fließt wie mattes Gold hinab ins Tal.

Ein spätes Blau, das leis verdämmern will,
und rings die Wälderwelt so feierstill. w. m. r.

Noch ungefähr eine Stunde Weges — und das Abschlußziel der heutigen Kammfahrt, das uns schon vertraute Flinsberg, liegt vor uns. Dicht hinter einer kleinen gesprächslustigen Schar von Erholungsgästen, die dem Gipfel des Haumberges, dem ausichtsreichen Geierstein, einen Besuch abstattete, steigen wir die Haumberglehne nach Flinsberg hinab.



Auf die Tafelfichte.

Etwia dreiviertel Stunden westlich von Bad Flinsberg liegt der kleine idyllische Kurort Schwarzbach.

Die gewaltigen Höhen, die das schmale Tal, in dem er sich erstreckt, nach Süden abschließen, sind die Tafelfichte und das Heufuder. Erstere entsendet auch den das ganze Tal durchfließenden Bach, nach dem das Dorf seinen Namen erhielt. Im Osten bilden der Langeberg und im Westen der Dreslerberg die Begrenzung, während im Norden, wo die Straße nach Hernsdorf und weiter nach Wigandsthal und Messersdorf hinüberführt, kein Hochwall den Blick in die Weite verhindert. Kurz, aber treffend sagt H. Reimer: „Kompakte Nadelholzmassen, von den Bergen abwärts bis dicht an die Wohnstätten heranreichend, und das Fernsein aller die Wohltaten des Waldgebirges paralyzierenden Elemente sind Vorzüge dieser anspruchslosen Sommerfrische.“ Wer die Schönheiten einer schlichten, aber abwechslungsreichen und noch recht ursprünglichen Natur, sowie den Segen heilkräftiger Quellen genießen will und das laute, prunkvolle Leben größerer Kurorte zu meiden sucht, findet in dem kleinen Badedorfe westlich von dem berühmten Flinsberg zweifellos eine willkommene Stätte.

Schwarzbach besitzt sieben Heilquellen, welche ein kohlensäurehaltiges, alkalisches Erdiges Eisenwasser liefern. Die in ein Bassin gefasste Victoriaquelle, die in der Minute etwa zwölf Liter Wasser mit einer Temperatur von 7° R gibt, wurde im Jahre 1783 entdeckt. Der Sage nach soll eine Kuh die Veranlassung zur Auffindung des Heilborns gegeben haben. Wie man erzählt, sprang diese, als sie abseits von der Herde weiden wollte, über eine sumpfige Stelle und ließ tiefe Spuren dabei zurück. Die Vertiefungen füllten sich mit einem Wasser von auffällig rostbrauner Farbe. Als man es untersuchte, stellte man fest, daß es von nicht geringer Bedeutung für die Heilkunst war. In Gebrauch genommen wurde die Quelle allerdings erst volle dreißig Jahre später.

Dort, wo sich heute das Kurhaus Wilhelmsbad befindet — nämlich im unteren Teile des Dorfes, in der Nähe der Schwarzbach — stand früher ein kleines, einstöckiges Häuschen. In demselben wurde die erste Badewanne aufgestellt und damit der Anfang der Erhebung Schwarzbachs zum Badeort gemacht. Das schlichte, mit einer Gastwirtschaft versehene und mehrere Fremdenzimmer enthaltende Kurhaus entstammt der Mitte des 19. Jahrhunderts. Prächtig ist der dazugehörige Park. Er umfasst ein Gebiet von 60 Morgen und trägt in seinen vielen, wechselreichen Teilen den schon oben betonten Charakter einer noch recht urwüchsigen Natur. Da zu der frühen Stunde des Tages, in der wir ihn auftischen, nur wenige Erholungsgäste seine lauschigen Pfade durchschreiten, so spüren wir vollauf den Zauber seiner tiefen, träumerischen Einsamkeit.

Um auf den Gipfel der Tafelfichte zu kommen, wählen wir den Weg über den Dreslerberg. Hinter der Kolonnade des Kurhauses durchschreiten wir eine Allee und steigen schließlich immer im Walde aufwärts. Von dem auf dem Rande des Dreslerberges errichteten Aussichtsgerüst, das mit einer Schutzhütte versehen ist, können wir ein weites und großzügiges Panorama bewundern. In drei Länder hinein, nach Schlesien, Böhmen und Sachsen, dringt unser Blick. Auf der schlesischen Seite schauen wir außer zahlreichen Ortschaften, wie Schwarzbach, Wigandthal, Neffersdorf, Friedeberg, Flinsberg im Vorderbilde und Greiffenberg, Lauban und Görlitz im fernen Hintergrunde, unter anderem den Greiffenstein, die Landeskrone, den Gröditzberg und den Probsthainer Spitzberg. Noch weiter rechts winken der Kennitzkamm, der Hochstein und das nicht allzu weit entfernte Heusuder herüber. Bei unserm Ausblick nach Böhmen gewinnen wir vor allem einen deutlichen Eindruck von der hohen, langgestreckten Tafelfichte und dem an ihrem Fuße liegenden industriereichen Städtchen Neustadt. In der Richtung nach Sachsen hin bemerken wir am dämmernden Horizonte die Zittauer, Bautzner und Löbauer Berge.

Vom Dreslerberge aus wenden wir uns dem sogenannten Schützengraben zu und klettern dann direkt zur Tafelfichte empor.

Beim Tafelstein halten wir noch einmal Rundschau auf die über- sonnte Tallandschaft und treten dann schließlich in die letzte Partie des sich dem Gipfel zu dehnenden Hochwaldes ein.

Das Plateau der Tafelfichte ist, entsprechend dem Charakter des Isergebirges, dicht mit dunklem Nadelholz bestanden. Während es vor ungefähr 120 Jahren, als es nur mit niederem Strauchwerk bedeckt war, eine freie, bequeme Rundschau gewährte, muß diese jetzt durch ein Aussichtsgerüst ermöglicht werden. Das 18 m hohe Bauwerk erhebt sich nicht auf dem höchsten Punkte des Berges (1122 m), sondern weiter westlich. In den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, als junger Baumbestand bereits die Aussicht erschwert, half man sich, indem man ein Aussichtsgerüst in Form einer Stegleiter erbaute. Feuersmacht zerstörte es jedoch schon nach wenigen Jahren. Auch zwei hölzerne Hütten, die Freiherr Adolf Traugott von Gersdorf aus Meffersdorf, ein tüchtiger Naturforscher und eifriger Besucher der Tafelfichte, zum Nutzen der Touristen auf dem weiten Plateau errichten ließ — „eine gegen Morgen und die andere gegen Abend“ — bestanden nicht lange. Das heutige Schutzhäuschen ist ein einfacher Holzbau mit einem geräumigen Gastzimmer und einem kleinen Schlafraum. Es liegt neben dem Aussichtsturm, und zwar, gleich diesem, im Gebiete des böhmischen Grafen Clam-Gallas.

Nachdem wir uns, durch den langen Aufstieg bei beträchtlicher Juliwärme erhitzt, in dem gastlichen Häuschen abgekühlt und gebührend gestärkt haben, stattet wir der Aussichtswarte einen Besuch ab. Das Panorama, welches sie uns bei der Rundschau von der Plattform bietet, bleibt, was Schönheit und Verschiedenartigkeit der Einzelbilder betrifft, selbst hinter dem, das sich uns auf der Schneekoppe entrollt, nicht zurück. Während wir nach Norden und Westen in eine freundlich helle, mit Ortschaften reich übersäte Landschaft schauen, erblicken wir im Süden und in den angrenzenden Nebenrichtungen ein weites, düstergrünes Wäldermeer. Von Südosten her reckt sich uns das gewaltige Riesen-gebirge entgegen. Im Vordergrunde, nach Süden und Südwesten zu, erstrecken sich die bei der Tafelfichte beginnenden Iserwaldhöhen. Sie lenken den Blick nach dem Jeschkengebirge und dem

ganz entfernt liegenden böhmischen Mittelgebirge hinüber. Von Westen winken uns die Zittauer Höhen und von Norden und Nordosten die Löbauer Berge, der Landshuter Kamm und das Bober-Katzbach-Gebirge zu. Interessant ist es, zu erfahren, daß der oben genannte Herr von Gersdorf, der über achtzigmal die Tafelfichte bestieg, ein 900 halbe Quartseiten umfassendes Manuskript hinterlassen hat, in dem er ausführlich das sich uns auf diesem Berge zeigende herrliche Rundbild beschrieb.

In unmittelbarer Nähe der Aussichtswarte befindet sich ein Körner-Gedenkstein. Er ist ein der Quellmasse der Tafelfichte entstammender 3 m hoher Obelisk, dessen Inschrift uns sagt, daß am 15. August 1809 auch der junge Theodor Körner die Höhe erklimm. Er war damals noch Student auf der Bergakademie zu Freiberg und besuchte, nachdem er sich vorher an dem lieblichen Naturbilde, das ihm die Greiffensteinhöhe bot, begeistert hatte, von Flinsberg aus die Tafelfichte. Zu ihren berühmten Gästen in der Folgezeit gehört auch der große Schlachtendenker Generalfeldmarschall von Moltke. Sein Ausgangspunkt für den Aufstieg war Wigandsthal.

Noch einmal wenden wir uns dem preußischen Gebiete zu. Wieder durch prächtigen Hochwald streifend, gelangen wir auf dem bequemen Kammpfade zuerst nach dem eine Einbuchtung im Bergzuge bildenden Schneeloch und schließlich auf das 1107 m hohe Heufuder. Auch über dessen grünen Gipfelwald ragte eine stolze Aussichtswarte empor. Sie wurde im Jahre 1893 errichtet und bestand größtenteils aus Holz. Die gewaltigen Stürme aber, die besonders zur Herbst- und Frühjahrszeit die Iserberge durchtoben und die, wie noch zahlreicher Baumbruch zeigt, am Heufuder eine ganz ausdrückliche Kraft entfalten, zerstörten 1907 auch den sich ihnen kühn entgegenstellenden Turm. Durch den Zusammenbruch desselben wurde auch die in der Nähe erbaute Schutzhütte in Mitleidenschaft gezogen; ein niederstürzender Balken zertrümmerte ihre Rückwand. Da sich ein Neubau des Turmes aus gleichem Material als recht unzweckmäßig erwies, so beschloß man ein durchweg aus Eisen bestehendes Werk zu errichten. Für dieses bestimmte man den Namen Kaiser-Friedrich-Warte.

Der breite, wohl gepflegte Weg, den wir vom Heufuder ab benutzen, ist der Graf-Ludwig-Steig. Anfangs gewährt er uns noch einen Ausblick auf das zu unserer Linken drunten wundervoll gebettete Flinsberg und die sich ihm anschließende Dörferreihe, dann führt er uns meist durch lauschige Fichtenhallen dahin. Bei der Victoriahöhe, die uns wieder ein herrliches Panorama schauen lässt und uns außer dem schlesischen Vorlande des Gebirges den Kemnitzkamm, den Hohen Iserkamm und große Teile des Riesengebirges zeigt, verlassen wir ihn und steigen auf einem Wiesenpfade nach der uns schon bekannten Siedlung Hammhäuser hinab.



Im Gebiet der Moore.

Auf der von Flinsberg herausleitenden Iserstraße, der wir schon einmal — und zwar bis Schwedlers Plan — gefolgt sind, streben wir in frischer Morgenfrühe der Kolonie Groß-Iser zu.

Sie besteht aus etwa vierzig Häuschen und zählt ungefähr 250 Einwohner. In ihrem höchsten Punkte, der sich bei dem Gasthause zur Isermühle befindet, liegt sie 829 m hoch. Das weite, von dunklem, ernstem Wald umrahmte Gebiet, auf dem sie sich in ziemlich beträchtlicher Ausdehnung erstreckt, ist die sogenannte Große Iserwiese. Diese hat eine Länge von 4 bis 5 km und ist 2 bis 3 km breit. Im Norden wird sie vom Hohen Iserkamm, im Süden vom Mittleren Iserkamm begrenzt. Ihre Hauptwasserader ist die links an Kolonie und Straße sich vorüberwindende Große Iser. Sie entspringt auf dem „Strittstücke“, am Südostabhang der Tafelfichte, und vereinigt sich, nachdem sie zahlreiche kleine Zuflüsse, wie z. B. das Lämmerwasser, das Kobelwasser und das Brachsfloß, aufgenommen hat, in der Nähe des Dorfes Karlsthal, am Ostfuß des Buchberges, mit der nördlich vom Schwarzen Berge entstehenden Kleinen Iser. Der Zusammenfluß beider Bäche, der den Namen Iser führt, erhält nun noch manche Verstärkung und mündet schließlich oberhalb Jungbunzlau in die Elbe.

Wie die niedrigen, meist mit Blockwänden versehenen Holzhäuschen von Groß-Iser schon andeuten, leben ihre Bewohner in recht bescheidenen Verhältnissen. Acht Monate hindurch ist das Klima hier oben rauh und winterlich, und infolgedessen bietet sich für die Groß-Iser-Leute keine Möglichkeit zum Ackerbau. Die Erwerbszweige, durch welche sie sich den Lebensunterhalt verschaffen, sind Waldwirtschaft, Viehzucht und Forellenfang. Während der Winterszeit liegt meterhoher Schnee in der Isermulde und begräbt die Häuschen der kleinen Siedlung nicht selten bis zu den Dachgiebeln, so daß Türen und Fenster schachtartig freigelegt werden müssen. Selbst im Mai sind die auf der Iserwiese lagernden Schneemassen noch recht beträchtlich. Und

der Grundherr Graf Schaffgotsch, der in unmittelbarer Nähe der Försterei Groß-Iser ein neues, schmuckes Jagdhäuschen besitzt, zur Uerhahnbalz kommt, müssen oft erst mit großer Mühe die Schneemassen von den Wegen geschauftelt werden.

Die große Isermulde besteht zum geringeren Teile aus saftigem Wiesenland, ihr Hauptteil ist Moor- und Sumpffläche. Nimmt man noch die anderen Moorstrecken des Kammgebietes, vor allem die zwischen dem Mittleren Iserkamm und dem Welschen Kamm gelegene Strecke, hinzu, so muß man für das Isergebirge 2000 ha Hochmoorfläche in Unrechnung bringen. Das sind volle 500 ha mehr, als das weit größere und als wichtiges Hochmoorgebiet bezeichnete Riesengebirge besitzt. Die hervorragende Bedeutung aller Moore — und damit auch der Iserhochmoore — besteht darin, daß sie sichere Wasserbehälter sind. Auf den Wert des Moorbödens für die Gesundheitspflege des Menschen wurde bereits bei der Betrachtung der Flinsberger Badeverhältnisse hingewiesen. Erwähnt sei noch, daß der im Moorgrunde beständig stattfindende Verkohlungsprozeß auch die Ursache zur Entstehung der höchst wertvollen Sauerbrunnen ist.

Das Isermoor erstreckt sich zwischen Kobelhäusern und Dürrer Berg in der Richtung von Südosten nach Nordwesten. Während es im Hintergrunde von Wald umrahmt wird, ziehen sich auf ihm düstergrüne Streifen von Knieholzbüschen hin. Sie wechseln mit den nach allen Seiten sich dehnenden fahlfarbenen Moorwiesen, die ab und zu von einem dunkelbraunen Moorpfluhl durchbrochen sind.

Unter den Pflanzen, die der schlammige Wiesengrund hervorbringt, erblicken wir außer mageren, sauren Gräsern, Seggen und Binsen hauptsächlich die rote Moos- und die blaue Tränkelbeere. Auch an kümmernden Birken und Zwergwacholder fehlt es der ernstgestimmten Landschaft nicht.

Wagt man einen der Moorpfade zu betreten, was allerdings nur bei gründlicher Kenntnis des Gebietes oder unter Leitung eines sicherer Führers zu raten ist, so merkt man bald, wie beweglich der Boden ist, auf dem man schreitet. Bei jedem Tritt, selbst bei dem leisesten und bedächtigsten, glückst und sprudelt es

unheimlich unter den Füßen. Und bis zu einer Entfernung von einigen Metern scheint es, als wäre der ganze Moorböden durch des Wandlers verwegenen Schritt bereits lebendig geworden und suche durch sein Schwanken dem störenden Eindringling das Weiter-schreiten zu verhindern.

Zu den größeren jagdbaren Tieren, die man im Gebiete der Isermoore antrifft, gehört vor allem der Hirsch. Die von ihm über die Moorwiesen getretenen Wechsel sind sichere Wege, denen man getrost nachgehen kann. Das geübte Auge des Jägers wird bald erkennen, daß auch der Fuchs zu den Besuchern des Moores gehört. An Vogelarten ist die Landschaft im großen und ganzen arm. Zu den bestiederten Gesellen, die die Moornwildnis beherbergt, zählen die Krickente, das schwarze Wasserhuhn und das Birk-huhn. Auch Auerhähner beobachtet man nicht selten; besonders zur Zeit der herbstlichen Beerenreife sind sie häufig. Unter den Singvögeln der benachbarten Wälder zeigen sich hauptsächlich die Meise und der Kreuzschnabel.

Am Hoyerhaus vorbei und über den Mittleren Iserkamm leitet der Pfad, der Groß-Iser mit der böhmischen Kolonie Wilhelmshöhe verbindet. Auch sie, die früher Buchberg und dann Klein-Iser hieß und den jetztgenannten Namen im Volksmunde noch jetzt führt, liegt in einem ausgedehnten Moorgebiete. Die Bezeichnung Wilhelmshöhe gab man ihr zu Ehren des Grafen Wilhelm Clam-Gallas. An ihn erinnert uns auch die in der Mitte des Ortes errichtete steinerne Pyramide.

Nach Mitteilungen des Pfarrers Fritzsche aus Neffersdorf, jenem Ort, zu dessen Kirchspiel es früher gehörte, wurde Wilhelmshöhe in der Mitte des 16. Jahrhunderts gegründet. Die ersten Ansiedler waren Bergleute, besonders Italiener, die sich hier niederließen, um Edelsteine, vor allem Saphire, zu suchen. Ihnen, den Welschen, verdankt der Welsche Kamm, der südlich der Kolonie als letzter Höhenzug des Isergebirges dahinzieht, seinen Namen. An die Ausbeute der Walen — wie die italienischen Schatzsucher auch genannt werden — erinnert noch das in die Kleine Iser mündende Saphirflüßchen, sowie eine große Anzahl Gruben zu beiden Seiten der Iser.

Die heutige Ausbeute an Edelsteinen, wie Rubine, Saphire und Korunde, ist sehr gering. Auch sind die gefundenen Exemplare durchweg recht klein. Am meisten wird noch das zu Trauerschmuck verwendete Iserin — das ist kristallisiertes Titaneisen — gewonnen. Im Anschluß hieran sei auch bemerkt, daß die Kleine Iser das einzige Gewässer auf dem europäischen Festlande ist, in dem man die spinnenähnliche Wassermilbe (Sperchon glandulosus) findet.

Die Chronik der Kolonie Wilhelmshöhe erzählt, daß die ganze Iserwiese, auf der jene liegt, im Jahre 1570 von ihrem Besitzer Siegmund von Smirschitzky an Melchior von Rädern verkauft und damit der Herrschaft Friedland einverleibt wurde.

200 Jahre später bestand Wilhelmshöhe, damals noch Buchberg genannt — laut einem amtlichen Bericht —, aus nur „sieben, von einander sehr entlegenen Häusern“.

In dem alten Bericht heißt es ferner: „Die Bewohner sind blutarme Leute, welche ihr tägliches Brot mühselig durch Holzprodukte erwerben, die sie weit und breit zu Märkten tragen. Getreide wird nicht angebaut, sondern nur ein wenig Viehzucht betrieben. Da in diesem wilden Gebirge zeitweilig überaus mächtige Schneefälle eintreten, der Schnee bis gegen Johanni nicht abgeht und man ohne Reifen nicht fortkommen kann, so geschieht es bei eintretenden Todesfällen öfters, daß die Leiche über die Zeit abseits liegen muß, bevor sie zur Erde bestattet werden kann. Die Wege können zu Pferde nicht passiert werden und bestehen nur aus Fußsteigen.“

Von größter Bedeutung für die fernere Entwicklung der Kolonie erwies sich der Bau zweier Glashütten. Die eine wurde im Jahre 1828 durch Franz Riedel, die andere im Jahre 1866 durch Josef Riedel errichtet. Bis 1884 erhöhte sich die Einwohnerzahl von Wilhelmshöhe auf mehr als vierhundert. Durch Einstellung des Glashüttenbetriebes ging sie jedoch bis zum Beginn dieses Jahrhunderts stark zurück. Gegenwärtig, da die Kolonie als Sommerfrische eine stärkere Beachtung findet, ist sie wieder auf ungefähr dreihundert angewachsen. Ihrem Berufe nach sind die Leute von Wilhelmshöhe fast durchweg Holzfäller. Durch die

stille, ernste Natur zu großer Schweigsamkeit und Nachdenklichkeit erzogen, fehlt es ihnen, trotz ihrer harten Arbeit und ihres kärglichen Verdienstes, nicht an der Kraft reiner Heiterkeit und Lebensfreude. Bei ihrem äußerst bescheidenen und anspruchslosen Sinn haben sie selbst für die kleinste Tat der Liebe, die ihnen Sonnenschein in ihre Hütten trägt, herzlichen und tiefen Dank bereit.

Die Hauptsehenswürdigkeit der Kolonie bildet der an ihrem Rande gelegene Buchberg. Er gilt als der höchste Basaltkegel des deutschen Mittelgebirges. Seinen Namen, der einstmals auch für den Ort bezeichnend war, erhielt er höchst wahrscheinlich wegen der prächtigen Buchenbestände, die, außer Fichtenwald, seinen Nordostabhang schmücken. Während er auf der Nordwestseite die Form eines wundervoll zugespitzten Kegels hat, erscheint er von Nordosten aus langgestreckt wie ein Mauerwerk. Auf seinem Gipfel, wo der Basalt den Granitmantel durchbricht, bemerken wir eine kraterartige Aushöhlung. An der Ostseite befinden sich aneinander gereihte und einen 3 m tiefen Absturz bildende Basaltsäulen. Den rechteckig begrenzten Teil an jenem bezeichnet die Volksage, die ja keine besonders merkwürdige Naturgestaltung unberücksichtigt lässt, als Tür zur Edelsteinkammer der schönen Zauberjungfrau Iserine.

Eine große Bedeutung besitzt der Buchberg auch wegen seiner reichen Flora. Unter den etwa hundertzwanzig Arten von Pflanzen, die auf seinem fruchtbaren Boden gedeihen, finden wir prächtige Alpenmoose und viele andere Seltenheiten. Auf seinem Ostabhang und an seinem Ostfuße, also dort, wo sich Große und Kleine Iser vereinigen, gibt es weite Strecken, auf denen die herrlich blauen Blüten des Enzians schimmern. Sie kommen hier in einer Höhe von 600 bis 800 m schon so zahlreich vor wie im Riesengebirge erst bei einer Höhe von 1000 bis 1200 m.

Hinter Wilhelmshöhe haben wir noch etwa eine halbe Stunde lang Gelegenheit, das sich links und rechts von uns dehnende Kleine Isermoor zu betrachten. „Interessant ist die Brunftwiese im Moor, auf welcher von Süden her die böhmischen Hirsche aus den gräflich Clam-Gallaschen Revieren zuwechseln. Manchmal schon behauptete einer dieser Einwanderer den Posten eines Platzhirsches.“

Das Wild scheint hier nicht spät auszutreten, denn es war zum Beispiel $6\frac{1}{4}$ Uhr abends, als ich einen Hirsch trollend dem Brunntplatz zuwechseln sah. Zweimal stand er und schrie. Die letzten Dämmer fielen bereits in das Hochmoor ein, während im Hintergrunde Nebelschwaden sich über die dunklen Streifen lagerten.

Alle Wechsel des Wildes, vier an der Zahl, führen auf 5 km Länge quer über das Moor. Nur bei zweien fand ich an einer günstigen Stelle inmitten des Moores eine Abzweigung, welche nach dem nächstfolgenden Wechsel führte. An günstigen Stellen, bei trockenem Sommer und im Herbst, ist das Wild vielfach in den Suhlen zu finden, während sein gewöhnlicher Stand sich nur auf 15 bis 20 Stück beschränkt. Wegen der Gefahr des Verluderns wird die Jagd nur in den Wintertagen, das heißt bei starkem Frost, ausgeübt, wenn die Moordecke hart ist und trägt."

Die bequeme, durch hohe Stein- und Sandauffschüttung geschaffene Straße, die uns weiter fortträgt, wird in der Hauptsache von dunklem, schweigendem Wald begleitet. Nur ab und zu unterbrechen die im Moorgrund üppig wuchernden Knieholzbüsche sowie außer Betrieb gesetzte Torfbrüche seine Einförmigkeit.

Viermal überschreiten wir auf Holzbrücken die unsern Weg kreuzende Kleine Iser, betreten dann — dort, wo die Straße ihren höchsten Punkt bildet (922 m) — die Scheide zwischen den der Elbe und der Oder zueilenden Wassern und erreichen schließlich jenes Plätzchen, wo in tiefträumerischer Waldeinsamkeit das gastliche Wittighaus und ein schmuckes Jagdschloß des Grafen Clam-Gallas gebettet liegen.



Vom Wittighaus bis Friedland.

In unmittelbarer Nähe des Wittighauses treffen sich mehrere wichtige Straßen und Wege. Unter ihnen ist es die nach Nordwesten führende sogenannte Wittigstraße, welcher wir bei unserm zeitigen Weitermarsche gefolgt sind. Ihren Namen verdankt sie dem aus zwei Quellarmen — der Weissen und der Schwarzen Wittig — entstandenen Wittigbach, welcher im Isergebirge durch die Orte Weisbach, Haindorf, Raspenau und Friedland fließt und zuletzt oberhalb Görlitz in die Neiße mündet. Die Wittigstraße, deren zuweilen starker Abfall durch winkelförmige Fortführung bedeutend gemildert wird, ist eine Musterschöpfung auf dem Gebiete des Wegebaues. Und mit Recht behauptet man, daß sich, was kunstvolle Anlage und reichen Wechsel der landschaftlichen Szenerie betrifft, im ganzen Bereich des Riesen- und Isergebirges nur sie allein mit den großartigen süddeutschen Kunsträßen vergleichen lasse.

Die erste Ortschaft, die wir bei unserm Austritt aus dem schweigenden Walde begrüßen, ist das Dorf Weisbach. Es liegt wundervoll in der Niederung des Wittig- und Hegebachs — dort wo ersterer links den Weisbach aufnimmt — und zieht sich volle 2 km weit nach Osten hin. Ihm eingemeindet ist auch die drei Stunden entfernt liegende und uns schon bei der Streife durch das Gebiet der Moore bekanntgewordene Kammiedlung Wilhelmshöhe. Was an Weisbach, außer seiner herrlichen Umgebung, besonders auffällt, ist sein Reichtum an industriellen Betrieben. Es besitzt eine Schafwollweberei, eine Abfallspinnerei und viele Brettsägen und muß als einer der wichtigsten Vorposten des großen Heeres von Industriorten im böhmischen Isergebirgsgau bezeichnet werden.

Nachdem wir auf der breiten, belebten Straße, die weiter nach Haindorf führt, fast den ganzen Ort durchquert haben, biegen wir rechts ab und streben in fast nördlicher Richtung auf dem im Walde emporleitenden Trauersteige der Hubertusbaude zu. Der

Trauersteig zieht sich bis zu dem Grenzorte Straßberg hin und ist einer der schönsten Waldpfade des ganzen Isergebirges. Die Erklärung seines Namens weist in die Zeit der Gegenreformation zurück. Wie die Chronik berichtet, hat er einst den Evangelischen Weishachs nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag, die über ihr Schicksal ungünstig entschied, zur Flucht gedient. Leider können wir ihn heute nur eine kurze Strecke weit verfolgen. Bei der auf einer kleinen, einsamen Waldlichtung liegenden Hubertusbaude verlassen wir ihn und steigen auf der links ablenkenden Straße — die im Winter eine gute Rodelbahn bildet — nach dem Kurorte Liebwerda hinab.

Liebwerda erstreckt sich in der von Tafelfichte, Eichberge und Klobenbusch gebildeten lieblichen Bergschlucht. Seine Hauptbedeutung beruht auf zwei alkalisches-erdigen Quellen und einer Stahlquelle. Ein jetzt nicht mehr bestehender Born war bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts bekannt und wurde von den tschechischen Wallfahrern, die ihn auffsuchten, „Gotteswasser“ genannt; bei den Deutschen führte er wegen seines Kohlensäuregehalts den Namen Bierborn. Die Berühmtheit des Bades datiert vom Jahre 1601 ab; als Begründer desselben gelten Graf Christian Philipp Clam-Gallas und sein Sohn Christian. Seine höchste Bedeutung besaß Liebwerda, dem jetzt durch das viel großartiger angelegte Bad Flinsberg tüchtig Abbruch getan wird, zu Beginn des verschossenen Jahrhunderts.

Unter seinen damaligen Gästen befanden sich viele bedeutende Persönlichkeiten. Wir erwähnen hier nur den Komponisten Karl Maria von Weber, den Dichter Johann Gottfried Seume und den Maler Joh. R. von Führich. Ersterer schuf während seines Aufenthaltes in Liebwerda im Jahre 1814 die Melodien zu Körners „Leier und Schwert“ und arbeitete zu dieser Zeit auch, angeregt durch Spaziergänge in die romantische Umgegend des Ortes, an seiner Oper „Der Freischütz“.

Wir versäumen es nicht, bei unserer Anwesenheit in dem idyllischen Liebwerda — dem nach Neuaufbau des vor drei Jahren abgebrannten Kurhauses hoffentlich eine neue Blütezeit anbricht — auch dessen prächtigen Parkanlagen einen kurzen Besuch abzustatten.

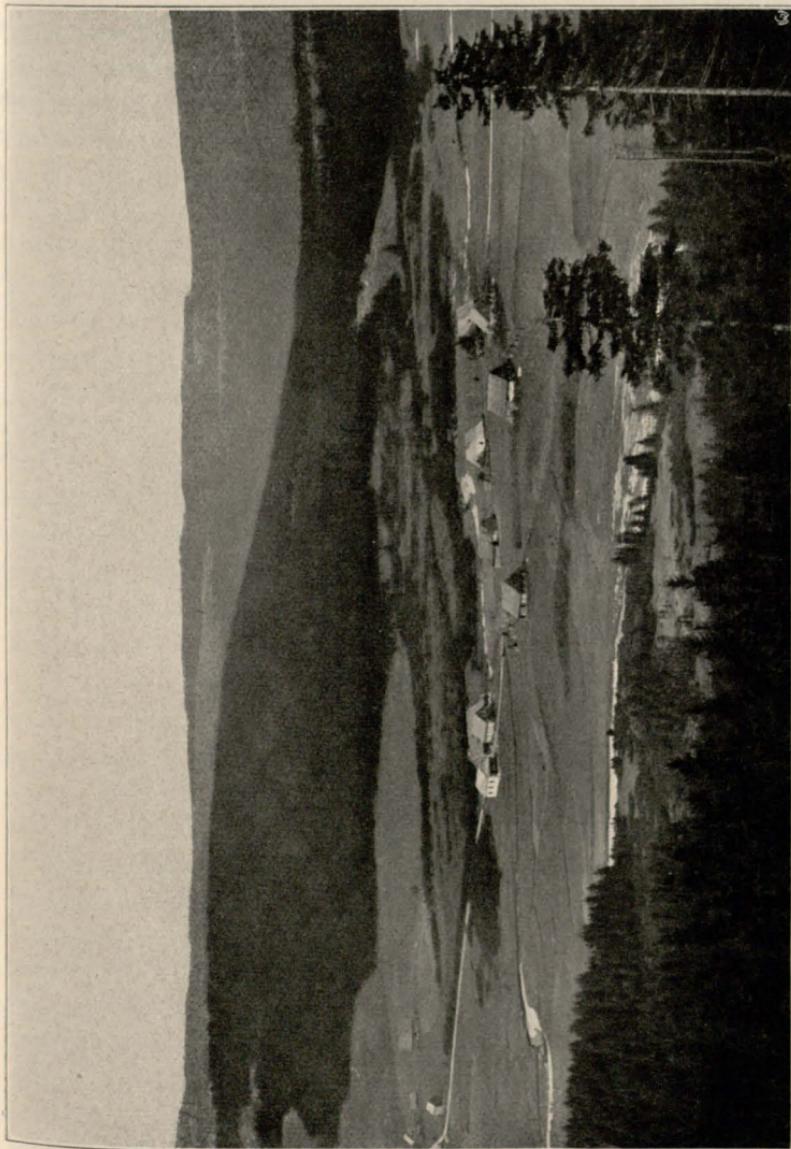
Sie ziehen sich westlich vom Brunnenplatze hin und führen uns auf die Höhe des Waldtempels und zur Klothildenhöhe. Von beiden Punkten bietet sich uns ein herrlicher Ausblick in die schönheitsreiche Landschaft.

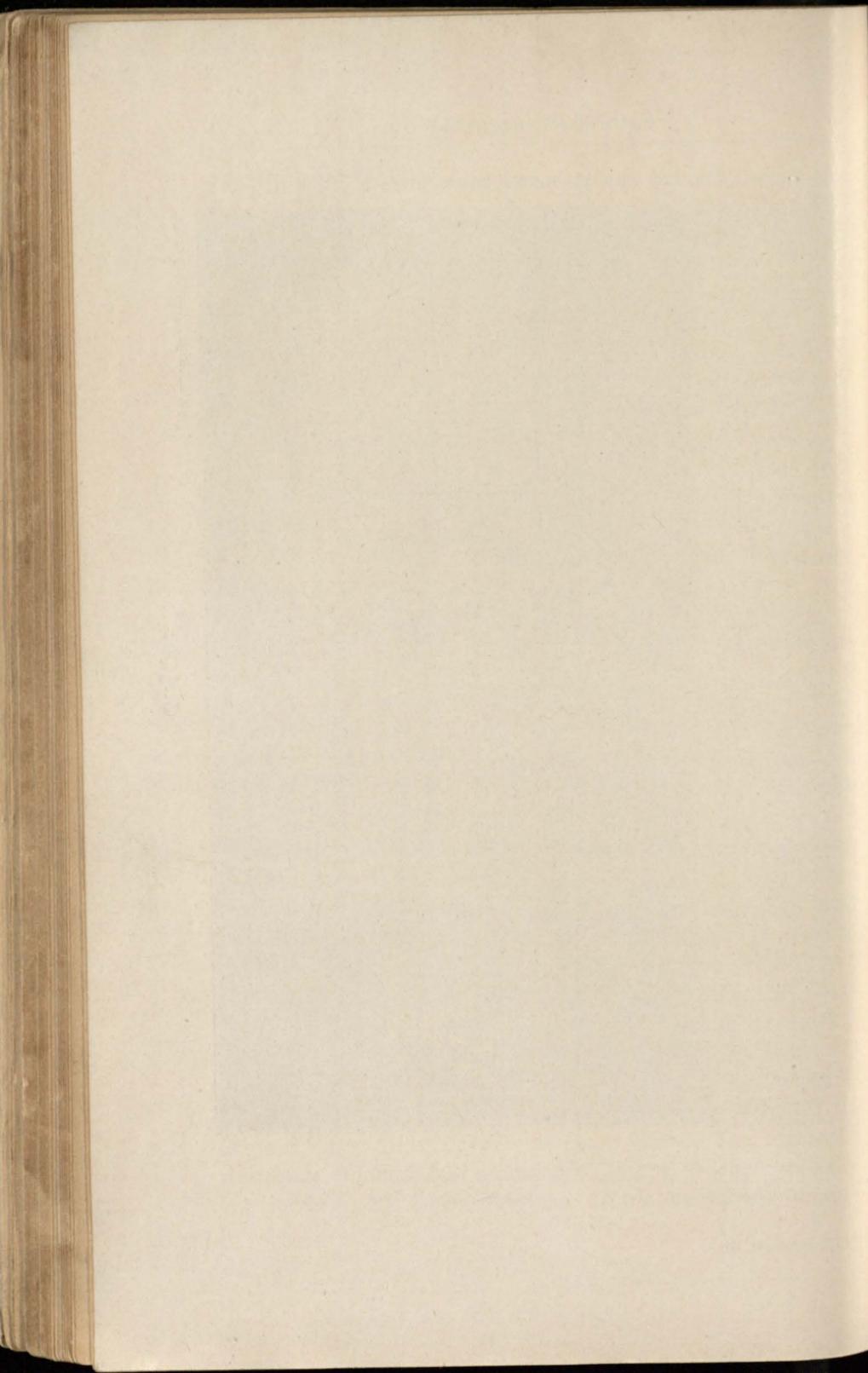
Eine breite und ausichtsreiche Allee führt von Liebwerda nach dem benachbarten Haindorf. Was uns diesen Ort besonders interessant macht, ist seine alte, berühmte Wallfahrtskirche. Sie enthält ein wundertägliches Marienbild und ist darum alljährlich, an den Marienfesten, das Ziel zahlreicher Wallfahrtsprozessionen. Von dem regen Verkehr, der an den betreffenden Tagen, vor allem am 2. Juli, in Haindorf herrscht, zeugen deutlich die in der Straße vor der Kirche befindlichen zahlreichen Verkaufsbuden.

Die Erbauung des Gotteshauses fällt in den Anfang des 18. Jahrhunderts und wurde durch den Grafen Philipp Josef Gallas bewirkt. Der Baumeister war der Prager Thomas Hafenecker. Die Pläne, nach denen er sich bei seinen Ausführungen richtete, stammen wahrscheinlich von dem berühmten Baumeister Fischer von Erlach, dem Meister des italienischen Barockstils. Die Kirche hat die Form eines Kreuzes und ist mit zwei Türmen geschmückt. Sie besitzt sechs Kapellen. Um sie herum führt ein schon früher erbauter Kreuzgang, der sie mit einem gleichfalls älteren Franziskanerkloster verbindet. 1761 wurden Kirche und Kloster ein Raub der Flammen; doch sorgte Johann Christoph von Clam für ihre Wiederaufrichtung in alter Form. Sein jetziges sauberer und schmuckes Aussehen bekam der stattliche Bau durch die Neuherstellung zu Anfang unseres Jahrhunderts. Das wundertätige Marienbild, dem die Kirche ihr besonderes Aussehen verdankt, ist eine 3 m hohe und unter Glas befindliche Holzstatue. Sie steht auf einem Hochaltar, der wegen seiner großartigen Freskenmalerei gleichfalls einer aufmerksamen Betrachtung wert ist. Im Mittelschiff des Gotteshauses erregt ein prachtvoller großer Glasluster unsre Bewunderung. Er ist ein Geschenk des isergebirgischen Glasmacherkönigs Josef Riedel. Der künstlerisch wertvollste Schmuck des geräumigen Innern ist aber zweifellos das mächtige, die Himmelfahrt der Maria darstellende Kuppel-

Groß-Jäger

Phot. E. Zilpele, Friedberg a. Qm.





gemälde. Die Schönheit seiner leuchtenden Farbenfülle wird durch die darauffallende Tageshelle noch erhöht. Die ehemalige Marienkapelle, die durch ihren frühgotischen Stil noch an die Bauart der alten Kirche erinnert, enthält das Familiengruftgewölbe der Grafen Gallas. Es steht mit der in der neuen Kirche befindlichen Gruft der Grafen Clam-Gallas in Verbindung. Ein sich daran anschließender vermauerter Raum birgt die irdischen Überreste einer großen Reihe von Franziskanermönchen. Nicht unerwähnt sei der im Kreuzgange der Kirche stehende Flügelaltar. Er stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und ist ein Geschenk des Grafen Wallenstein, des berühmten Feldherrn aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Von Haindorf aus lassen wir uns mit der Bahn durch entzückende Partien einer idyllischen Landschaft nach Raspenau tragen. Dort wollen wir in die von Reichenberg herleitende und nach Heinersdorf führende Bahn umsteigen und bis Friedland weiterfahren. Da wir auf der linken Seite des Zuges sitzen, können wir zu Anfang unsrer Fahrt noch manchen Blick auf die herrliche Klosterkirche werfen. Mit ihren schwungvoll geformten, rotbraunen Türmen und Dächern schmiegt sie sich wundervoll in die wiesen- und wäldergrüne Landschaft ein. Aus der im Hintergrunde sich dehnenden Bergkette wirkt am eindrucksvollsten die zackige Höhe des Nussecks. Wer für Haindorf und Umgegend längere Zeit zur Verfügung hat, versäume nicht, derselben einen Besuch abzustatten. Prächtige, durch Mischwald und romantische Felspartien führende Pfade leiten zu ihr empor. Die auf ihrem höchsten Punkte befindliche, trotzig sich reckende Granitfelsengruppe kann man auf achtundzwanzig in Stein gehauene Stufen besteigen. Durch ein eisernes Geländer gesichert, schaut man — vorausgesetzt, daß man schwindelfrei ist — mit freudiger Überraschung in die jenseitige wälderdunkle und ziemlich steil sich auftuende Tiefe hinab.

Immer weiter trägt uns unser Zug, und eine neue Landschaft breitet sich vor unsren Blicken aus. Auch auf der Strecke von Raspenau bis Friedland folgen wir dem Laufe der Wittig. Was uns nach Friedland lockt, ist das alte bekannte Wallensteinsschloß. Südöstlich der Stadt, auf einem hohen Basaltkegel gelegen, schaut

es mit seinem behelmten Hauptturm, „Indica“ genannt, weit ins Land hinaus. Eine große Bedeutung besitzt es insbesondere dadurch, daß das Wallensteinsche Herzogtum Friedland nach ihm den Namen erhielt. Albrecht von Wallenstein — oder Waldstein, wie er eigentlich hieß — hielt sich nach genauen Feststellungen viermal in dem Burgschlosse auf. In einem Gemache, das sich an den sogenannten Räderschen Saal anschließt, befindet sich noch ein großes, aus dem Jahre 1626 stammendes Bildnis Wallensteins, das als die getreueste aller Darstellungen des fünen Feldherrn bezeichnet wird. Unter den übrigen Gemälden, die wir in dem betreffenden Raume erblicken, sei vor allem das Porträt von Wallensteins einziger Tochter Maria Elisabeth, der Thefla der Schillerschen Wallenstein-Trilogie, erwähnt. Einen auf einem andern Bilde dargestellten Kopf mit großem Bart hält man für den des bekannten Hofastrologen Seni.

Die alte Burg ist noch recht gut erhalten und galt früher für fast uneinnehmbar. Die Hussiten scheutn sich, sie anzugreifen. Im Dreißigjährigen Kriege aber wurde Schloß Friedland mehrere Male durch die Schweden besetzt. Während der Schlesischen Kriege waren es die Preußen, die es berannten und brandschatzten. Der nördliche Flügel des Schlosses ist ein Neubau aus den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Nach Benutzung des sehr steilen Aufahrtsweges gelangt man durch ein Tor in den lauschig mit Laubwerk bekleideten Hof des Außenbaues. Ein zweites Tor führt in den Hofraum des „niederen Schlosses“. An ihm liegen die Schloßkapelle, der Glockenturm und die Beamtenwohnungen. Eine Treppe und ein zweiter Fahrweg verbinden das „niedere Schloß“ mit dem alten „oberen Schloß“. Ein aus dem Jahre 1676 stammender Gedenkstein auf dem Hofe des „oberen Schlosses“ erinnert daran, daß einst Kaiser Ferdinand II. dem Grafen Matthias von Gallas die Burg zum Geschenk mache. Das über der Haupttreppe angebrachte Wappen, welches ein rotes Hirschhorn auf goldenem Grunde zeigt, ist das Abzeichen des Geschlechts der Bibersteine. Sie sind die Vollender des Burgbaues. Außer dem schon erwähnten Gemache, das die Bildnisse der Wallensteinzeit enthält, und dem gleichfalls genannten Räderschen Saal, in

dem vor allem Gemälde von Mitgliedern des Räderschen Geschlechtes prangen, verdienen die Räume, in denen das Bildnis des berühmten Reitergenerals Hans Spork und die vier Landschaftsdarstellungen von Lorenz Reiner hängen, besondere Beachtung. Recht wertvoll und interessant ist auch das Familienarchiv des Schlosses. In der Rüstkammer finden wir viele alte Waffenstücke aus dem Besitz der einst auf Friedland ansässigen Herren von Biberstein, von Rädern, von Waldstein und von Gallas. Der mächtige Wartturm der Burg, den wir zuletzt bestiegen, erhielt seinen Namen nach dem alten Turme „Indica“, auf dessen Grundmauern er errichtet sein soll. Von seiner Galerie bietet sich uns ein herrlicher Ausblick auf die wälderdunklen Iserberge und das obere Wittigtal. In fast östlicher Richtung bildet die stolze Tafelfichte den Hintergrund des Höhenbildes, im Südosten sind die Vogelkoppen und das Taubenhaus die bedeutendsten Erhebungen. Von den im südlichen Gebiete sich auftreckenden, schon weniger hohen Bergen tritt uns der Hemmrich am eindrucksvollsten entgegen. Durch seine harte Felsmasse führt ein über fünfhundert Meter langer Tunnel hindurch, der dem Eisenbahnverkehr zwischen Reichenberg und Raspenau dient.



Die Iserwaldhöhen hinab.

Von Friedland aus trägt uns der Frühzug nach Haindorf zurück.
Hier beginnt die letzte unserer genussreichen und unvergesslichen
Wanderungen durch das wälderweite Reich unserer Iserberge.

In der Nähe der Klosterkirche überschreiten wir die Wittig und erreichen, in südwestlicher Richtung fortwandernd, nach ungefähr einer Viertelstunde das zu Haindorf gehörende Ferdinandthal. Oberhalb des Ortes beginnt die Stolpichschlucht. Sie wird von der Schwarzen Stolpich, die auf dem Taubenhaus entspringt, durchflossen und muß als das an großartiger Schönheit reichste Tal im Gebiet der Isergebirgskämme bezeichnet werden. Dort, wo wir sie auf der langsam emporsteigenden Stolpichstraße betreten, erblicken wir zur Linken den mit prächtigen Fichten und Buchen bestandenen Abhang des Rauhsteins, zur Rechten den gleichfalls üppig bewaldeten Felsenabsturz der Schönen Marie. Hinter dem Erzloche, einem alten Stollen, der sich unter blockartiger Felsmasse befindet, beginnt das Stolpichtal bereits seine reiche Pracht zu entfalten. Außer dichten, verschiedenartigsten Baumgruppen erwecken gewaltige Felspartien unsere Bewunderung. Bald sind wir bei stetigem Aufwärtssteigen zu jener Stelle gekommen, wo die erste Brücke über die Stolpich führt. Vor der selben erblicken wir rechts ein Metallschild mit der Inschrift:

Dem Andenken
Weiland Ihrer Majestät
Kaiserin Elisabeth
ehrfürchtvoll gewidmet.
Ortsgruppe Ob.-Wittigtal
des deutschen Geb.-Ver.
für das Jeschken- und Isergebirge.

Nachdem wir uns wieder einmal umgeschaut und an dem bis zur Landeskrone sich dehnenden Panorama ergötzt haben, pilzern wir langsam Schrittes weiter. Während sich der Stolpich-

bach unterhalb der Brücke zu unserer Linken befand, rauscht er oberhalb derselben rechts von uns zu Tale. Dicht von lauschigem Laubholz umrahmt, müssen seine klaren, drängenden und schäumenden Wogen manche steinerne Enge durchbrausen und über viele wildgewürfelte Felsblöcke hinwegstürzen. Nicht lange währt es, so sind wir auch an die zweite, mittlere Stolpichbrücke gekommen. Dort, wo die Straße ihren großen Bogen macht, ist sie mit einer schmucken Schutzmauer versehen. Der sich uns hier bietende Ausblick in die nördliche Landschaft ist der herrlichste unserer ganzen Wanderung auf der Stolpichstraße. Im Vordergrunde das enge, felsige und mit Mischwald üppig umstandene Tal des gewaltig rauschenden Stolpichbaches und im Hintergrunde die als dreieckiger Ausschnitt sichtbare liebliche Friedländer Niederung. Wahrlich, das Ganze ein bezauberndes Bild! Wir stützen uns auf die Brüstung der Mauer und betrachten es lange; dann wenden wir uns schweren Herzens ab und steigen, rechts von munteren Quellen begrüßt, die der Stolpich zueilen, noch höher die Straße hinauf. Nach etwa fünf Minuten sind wir dort angelangt, wo wir bei einer neuen Rückschau die Schutzmauer wie einen einsamen weißen Bogen aus grüner Waldwildnis herausleuchten sehen. Das Bild der Ferne ist jetzt, trotz der größeren Ausdehnung nach Nordwesten, ein beschränkteres geworden, dafür aber breitet sich eindrucksvoll die ganze Waldpracht der Schönen Marie vor uns aus. Gehen wir noch ein paar Schritte weiter, so stehen wir an jener Stelle, wo wir zu einem mächtigen Felsvorsprunge hinabgeführt werden. Er lässt uns steil in die grüne, bachdurchbrauschte Tiefe schauen.

Vor der oberen Stolpichbrücke verlassen wir schließlich die Stolpichstraße und wandern auf das 1069 m hohe Taubenhaus hinauf.

Den merkwürdigen Namen dieses Berges leitet man von einer mit einem taubenhausähnlichen Gehäuse versehenen Signalstange ab, die hier im Jahre 1813 gestanden haben soll. Der Gipfel des Berges ist eine 8 m hohe Granitmasse. Sie zeigt uns mehrere eigenartige Aushöhlungen, die man Opferschalen nennt. Früher war es allgemeine Annahme und auch jetzt noch glaubt

man verschiedentlich, daß sie von Menschenhänden herrühren und einstmals den Heiden zu Opferzwecken gedient haben. Wie die geologische Wissenschaft jedoch unwiderlegbar feststellen konnte, sind sie nichts anderes denn Gebilde, die durch die ausnagende Tätigkeit des Wassers, des frostes und der Luft entstanden. Die Zahl der bisher bekanntgewordenen sogenannten Opferschalen im Isergebirge beläuft sich auf mehr als achtzig. Zu den bemerkenswertesten Stätten, an denen man sie findet, gehören außer dem Taubenhaus der südwestlich vom Wittighaus gelegene Siechbübel und der Schwarze Berg bei Christiansthal.

Großartig ist die Rundschau, die uns das Taubenhaus auf seiner Höhe gewährt. Im Osten und Südosten dringt unser Blick bis zu dem mächtigen Riesengebirgswall vor. Im Süden zeigt sich uns ein schier unübersehbares Wäldegebiet, aus dem fern der Trosky emporragt. Die Landschaft, die sich uns in südwestlicher Richtung darbietet, wird durch den stolzen Jeschken begrenzt. Fern im Westen begrüßen wir die Lausche, das Zittauer Höhenland und zuletzt die Sächsische Schweiz. Aus dem nordwestlichen Hintergrunde wirkt, nur schwach sichtbar, die Landeskrona herüber, und bei der Wendung nach Norden und Nordosten tut sich uns hinter der Isergebirgwelt groß die schlesische Niederung auf.

Vom Taubenhausgipfel wandern wir, zuletzt an einer Waldblöße vorüber, auf den nur etwa sechzig Meter tiefer liegenden Sattel des Berges hinab. An dem wechselreichen Pfade, der uns nun aufnimmt und der von der Stolpichstraße nach Christiansthal hinüberleitet, befindet sich, nicht weit von der ersten entfernt, ein neuzeitliches Marterl. Hoch an einem Baume angebracht, zeigt es auf buntem Bilde einen bei unablässigem Schneefall im dichten, weißen Winterwalde umherirrenden Wanderer. Die erklärenden Verse des Marterls lauten:

In Winternacht bei Sturmgebraus
Einst tobte es am Taubenhaus
Und schneite hier drei Wandler ein,
Die wußten nicht, wo aus, wo ein.

Nach vielen Stunden banger Not
Sie fanden endlich sichern Hорт!
Drum, Wanderer, denk an dieser Stelle,
Oft ist der Winter ein grimm'ger Geselle!

In einem genaueren Bericht über die Vorgeschichte des Märterls heißt es: „Vor etwa drei Jahren verirrten sich einmal drei Reichenberger Touristen am Abend unweit des Taubenhaußsattels, als sie nur noch eine halbe Stunde von der Stolpichstraße entfernt waren. Sie kamen immer tiefer in den Wald hinein, bis einer von ihnen vor Ermüdung nicht mehr weiter konnte. Die beiden anderen arbeiteten sich, um Hilfe zu holen, im dichten Schnee weiter und erreichten nach langem Umherirren die Stolpichstraße, auf welcher sie dann zu Tale eilten und aus Ferdinandsthal ein Schlittengespann herbeiholten. Sie fanden glücklich wieder zurück zu der Stelle, wo sie ihren Gefährten verlassen hatten, luden ihn, nachdem sie die Straße erreicht, auf den Schlitten, und in sausender Fahrt ging es dann talwärts, wo die Gesellschaft gegen drei Uhr morgens eintraf.“ Dieses Ereignis bewirkte natürlich außer der Anbringung der Erinnerungstafel eine gründliche Wintermarkierung des betreffenden Pfades. Und heutigentags ist die Wintermarkierung im ganzen Jsergebirge so großartig, daß ein Abirren vom sicherer Wege als fast unmöglich erscheint.

Christiansthal, das wir beim Abstieg vom Taubenhaußsattel in einer knappen Stunde erreichen, liegt ganz in träumerischer Wald einsamkeit. Seine Entstehung verdankt es dem reichen Glashüttenbesitzer Johann Leopold Riedel. In der Nähe der kleinen Siedlung, am Abhange des Schwarzen Berges, befindet sich der sogenannte Teufelsfritz. Er ist ein etwa zweieinhalf Meter hoher Granitfels, auf dessen breiter Oberfläche man mehrere der bereits bezeichneten Opferschalen erblickt. Das größte der mulden- oder schalenförmigen Gebilde hat einen Durchmesser von etwas mehr als $\frac{1}{2}$ m und ist ungefähr 30 cm tief. Wie die Sage erzählt, hätte hier einst der Teufel gesessen und wäre von schalkhaften Kobolden an seinem hinter dem Felsen herabhängenden Schweife gepackt worden; in seinem Grimme hätte er um sich geschlagen, und dabei

wären die anderen etwa faustgroßen Löcher im Gestein entstanden. Unterhalb Christiansthal ist jene Stelle, wo sich die beim Taubenhause entspringende Große Kamnitze mit der aus einer Einsenkung am Schwarzen Berge kommenden Kleinen Kamnitze verbindet. Noch vor dem Zusammenfluß überschreiten wir die erstere und gelangen nun in zehn Minuten zu dem wundervollen, vom Blattneibache durchflossenen Blattneiteich. An seinem Wasser, das reich an Forellen ist, liegt eine dem Grafen Clam-Gallas gehörige alte Brettsäge. Sie trägt nicht wenig zur Verschönerung des ganzen Landschaftsbildes bei. Zu unserer Rechten zweigt jener Weg ab, der an dem Jagdschloß Neuwiese vorbei über den Ölberg und durch die Schlucht der Kleinen Stolpisch nach Ferdinandsthal und weiter nach Haindorf führt.

Die Waldstraße steigt nun langsam an und bringt uns bald auf den Kroatenhübel hinauf. Seinen Namen erhielt er nach zwei Kroaten, die am 28. September 1778 im Vorpostengefecht mit den Preußen, die in Neuwiese standen, erschossen wurden und hier begraben liegen. In der Nähe des Hübels, der nach links einen Ausblick auf die bei Friedrichswald liegende und mit einem Aussichtsturm gekrönte Königshöhe gewährt, biegt abermals ein Weg ab, der direkt nach dem Jagdschloß Neuwiese hinleitet. Dort, wo er beginnt, schlägt unsere Straße, die von Christiansthal an fast westlich zog, die südliche Richtung ein. Noch eine kurze Strecke Weges und das große Dorf Friedrichswald liegt vor uns.

Außerst malerisch zwischen Weberberg und Königshöhe gebettet, bildet es einen allmählichen Übergang zu dem großen, am Südfuß des Isergebirges sich erstreckenden Industriegau. Die Hauptbedeutung des Ortes beruht auf seinen zahlreichen Glasschleifereien. Die darin verfertigten Gebrauchsgegenstände — Knöpfe, Serviettenringe usw. — gehen zum größten Teil in die weite Welt hinaus. Die Gründung Friedrichwalds begann mit einer einfachen Glashütte. Seinen Namen erhielt der sich im Anschluß daran allmählich entwickelnde Ort nach Friedrich I., dem Vater des Gründers Melchior von Rädern. Im oberen Teile des Dorfes befindet sich eine der vielen Talsperren, die der böhmische Isergebirgsgau aufzuweisen hat.

Sie faßt zirka zwei Millionen Kubikmeter Wasser und dient zur Regulierung des in der Nähe entspringenden Friedrichswalder Neiße- oder Lautschneibaches. Der Bach durchfließt das ganze Dorf in südöstlicher Richtung und vereinigt sich nach einem 10 km langen Laufe mit der auf den Nordabhängen des Schwarzenbrunnkammes entstehenden Gablonzer Neiße. Die Verbindung der beiden Bergbäche ist die in die Oder mündende Lausitzer oder Görlitzer Neiße.

Der nächste Ort, den wir bei unablässigem Abwärtssteigen berühren, ist das an einer Tallehne sich entlangziehende Rudolfsthal. Seine Bewohner sind hauptsächlich Holzfäller und Fabrikarbeiter. Mit der Ackerwirtschaft ist es in Rudolfsthal recht schlecht bestellt. Zu der schon beträchtlichen Höhenlage des Ortes kommt noch hinzu, daß er ganz dem strengen Nordwinde ausgesetzt ist. Dieser bewirkt, daß die Wintersaat sich nicht mehr entwickeln kann. Wegen der großen Wälder, die sich ringsherum ausdehnen, wird Rudolfsthal im Volke auch Buschdorf genannt.

Und nun weiter durch prächtigen, lauschigen Mischwald die letzte Strecke unserer stillen Jserbergfahrt nach Reichenberg hinab. Steilweg heißtt seiner Eigenart nach der Weg, auf dem wir jetzt schreiten. Des Abschieds von unserm schönen Höhenreiche tief bewußt, wandern wir, trotzdem uns der Abfall des Gebirges mit Macht zu geschwindem Laufe drängt, gemächlich und mit besonderer Aufmerksamkeit zu Tale. Kleine Abstecher hier und dort öffnen uns noch manche wundervolle und bezaubernde Waldstrecke. Unvergeßlich wird uns vor allem jene bleiben:

Durch Wipfeldämmerung wogt des Himmels Blau.
Rings ragen Stämme, schlank und silbergrau.

Ein Bergbach schäumt wie jugendsel'ge Tat;
sein blitzend Silber säumt den Tannenpfad.

Und talwärts, an des Waldes dunkler Bahn,
glüht wie Smaragd tiefgrün ein Wiesenplan.

W. M. R.

An einer Stelle des Weges erblicken wir links den auf dem Burgberge sich erhebenden Aussichtsturm Hohenhabsburg. Er ist

nach dem Muster einer alten Ritterburg geschaffen und wird nach seinem Erbauer, dem Baron Heinrich von Liebieg, vielfach auch Heinrichswarte genannt. Das höchst interessante und künstlerisch prächtige Gebäude hat eine Höhe von insgesamt 37 m und ist mit einem mächtigen fünfeckigen Turm versehen.

In den Burghof gelangen wir durch ein großes Tor, zu dem eine über den Burggraben leitende Brücke hinführt. Die starken Mauern, die den Hof umschließen, enthalten zahlreiche Aussichtslöcher. Auch ein Ziehbrunnen fehlt der Innenanlage nicht.

Durchschreiten wir die Vorhalle der Burg, so kommen wir, abwärtssteigend, in den geräumigen Turmkeller. Unter ihm befindet sich noch ein zweiter, mit einer Falltür versehener Kellerraum. Das obere Geschöß des Burghauses und den Turm erreichen wir vom Hofe aus, und zwar auf einer außerhalb des Turmes angebrachten Treppe. Im ersten Geschöß, wo uns wieder eine große Halle aufnimmt, besuchen wir den Wehrgang und das Jagdzimmer. Dann steigen wir in die beiden obersten Geschosse des Turmes hinauf.

Auf der letzten Höhe bietet sich uns bei der Ausschau durch die freien Öffnungen des Mauerwerks ein herrliches Rundbild. Der Bergzug, den wir im Osten erblicken, ist der Harzdorfer Hamm. Seinen Namen erhielt er nach dem an seinem Fuße liegenden, weit auseinandergezogenen Orte Harzdorf. Die Horizontlinie bei unserer Schau in nördlicher Richtung bildet der nach dem Dorfe Katharinberg benannte Höhenzug. Auf der West- und Südwestseite zeigen sich uns das Jeschkengebirge und das Neisetal. Ein buntes Gewimmel von Ortschaften, deren großes Zentrum das höchst eindrucksvoll herauswinkende Reichenberg ist, breitet sich über die ganze Landschaft in Nähe und Ferne. Und noch nachdem wir die Hohenhabzburg verlassen haben und auf dem in Serpentinen angelegten prächtigen Waldwege zur Stadt hinunterschreiten, müssen wir der folgenden trefflichen Charakteristik P. Regells gedanken: „Welch reiches Leben entfaltet sich vor uns, wenn wir vom Iserwald hinuntersteigen in die Täler und Ebenen, die sich zu seinen Füßen breiten! Auf der preußischen Seite halten sich Ackerbau und Industrie noch einigermaßen die Wage; im österreichischen

Isergebirgsgau ist die letztere schon weit überwiegend. Um Reichenberg und Gablonz treffen wir einen der größten Industriebezirke des Kontinents. Welcher Gegensatz zwischen der fieberhaften Tätigkeit in den Fabrikssälen und Handelsstuben dieser großen Industrieorte und dem Schweigen des Waldes, das uns soeben noch stundenlang umging! Wohl nirgends wieder auf deutschem Boden stoßen die Kontraste einer fast noch ursprünglichen Natur und einer aufs höchste gesteigerten Kultur so unvermittelt aufeinander. Die Entwicklungsstufen, welche die Nation im Laufe der Jahrhunderte nacheinander durchmessen hat, treffen wir hier im verhältnismäßig kleinen Rahmen nebeneinander vor, vom engbegrenzten Hinterwäldlerleben des Waldbauers bis zum weltumspannenden Gedankenkreise des Großindustriellen und von der Blockhütte des Holzfällers bis zum Prunkpalast des reichen Handelsherrn; ja, nicht selten begegnen sich die Gegensätze innerhalb derselben Ortschaft, wie in Polaun. Unten im engen Tale, längs des Baches, drängt sich Fabrik an Fabrik, und auf der nächsten Terrasse finden wir die Bewohner noch nach alter Väter Weise mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigt. Wenn wir so außer dem eigentlichen Waldgebirge die mannigfaltige Gliederung seiner Umrandung und die unvergleichlich reiche Ausgestaltung des Menschenlebens, das sich auf diesem Boden abspielt, wie billig, in Betracht ziehen, so werden wir vielleicht zu dem Schlusse gelangen, daß kein anderer Teil der Sudeten an packenden Kontrasten so reich ist wie das Isergebirge."



Reichenberg.

Aller Wahrscheinlichkeit nach entstand Reichenberg um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Seine Gründer waren deutsche Ansiedler aus Schlesien und der Lausitz, die, einer Aufforderung Ottokars II. folgend, sich im Neißetal niederließen. Reichenberg gehörte damals zu dem von Burg Friedland aus beherrschten Gebiete. Als Ottokar II. im Jahre 1278 die Burg an den Ritter Rulko von Biberstein verkaufte, ging auch die junge Ansiedlung in den Besitz desselben über. Die heutige Größe und hervorragende Bedeutung Reichenbergs wurde mit schweren Opfern erkauft. Die erste harte Probe während ihrer jahrhundertelangen Entwicklung waren für die Stadt die Hussitenkriege. Sie brachten Bedrängnis, Brand und Mord und machten jene schließlich zu einem einzigen großen Trümmerhaufen. Erst nach dem lange ersehnten Friedensschluß konnten die Bewohner wieder an einen langsamem Neuaufbau ihrer zerstörten Siedlung denken. 1454 wurde Reichenberg zum erstenmal als Städtchen und Zollstätte bezeichnet. Als zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Reformation gewaltig um sich griff, fand sie auch hier ihren siegreichen Eingang. Noch herrschte in dem Gebiete, zu dem Reichenberg gehörte, das Geschlecht der Bibersteine. 1551 aber starb plötzlich die Friedländer Linie desselben aus, und Kaiser Ferdinand I. zog das ganze Besitztum als erledigtes Kronlehen ein. Sieben Jahre hindurch ließ er es verwalten, dann verkaufte er es wieder, und zwar an einen Ritter Friedrich von Rädern. Dieser sowie die nachfolgenden seines Geschlechts erwarben sich ein großes Verdienst um die Entwicklung Reichenbergs. Unter der neuen Herrschaft wurde der Ort auch zur Stadt erhoben (1577). Leider war das Regiment der Rädern auf Burg Friedland nur ein kurzes. In dem zwischen Ferdinand II. und Friedrich von der Pfalz entbrannten Kampfe trat der protestantische Christoph II. von Rädern auf die Seite des Pfälzers und mußte darum, als die Schlacht am Weißen Berge bei Prag mit dem Siege Ferdinands endete,

aus Böhmen flüchten und sein Erbe im Stich lassen. Dieses wurde sofort eingezogen und 1622, weit unter seinem Wert, an Albrecht von Wallenstein verkauft.

Unter dessen Herrschaft hatten die Bürger Reichenbergs, die größtenteils protestantisch waren, viel zu erdulden. Wallenstein nahm ihnen verschiedene Rechte und Privilegien. Ihren Glauben suchte er dadurch zu bekämpfen, daß er Soldaten in die Stadt setzte, die die Protestanten mit Gewalt dem Katholizismus zu führen sollten. Als er aber sah, daß er dadurch wenig ausrichtete, befahl er im Jahre 1628, daß „alle Protestanten innerhalb sechs Wochen das Herzogtum Friedland gänzlich zu räumen hätten“. Mit den zahlreichen Bewohnern Reichenbergs, die daraufhin auswanderten, ging der Stadt der beste Teil ihres Wohlstandes verloren. Doch mag nicht unerwähnt bleiben, daß die Herrschaft Wallensteins auch manches Gute für Reichenberg bot. Vor allem die Tuchmacherzunft des Ortes war ihm zu Dank verpflichtet. Zwölf Jahre lang blieb der berühmte Schöpfer und Lenker großer Heere im Besitz des Friedländer Gebietes, dann ereilte ihn plötzlich in Eger am 25. Februar 1634 der Tod durch Mörderhand. Zu seinem Nachfolger wurde Graf Matthias von Gallas ausgesucht. Bereits ein halbes Jahr nach der Ermordung Wallensteins erhielt er Burg Friedland und das dazugehörige Gebiet vom Kaiser als Belohnung für treue Dienste und Tapferkeit.

Die Stürme des Dreißigjährigen Krieges, die damals die deutschen Lande durchobten, verursachten auch in Reichenberg viel Elend und Leid. Wie seinerzeit in den Hussitenkriegen, so wurde es auch jetzt mehrere Male gebrandschatzt und ausgeplündert. Schlimmer aber noch als die Greuelstaten der wilden Kriegshorden erwies sich der Druck der von Kaiser Ferdinand II. veranlaßten Gegenreformation. Zahlreiche der trotz Wallensteins Ausweisung in Reichenberg verbliebenen und der in der Folgezeit zurückgekehrten Protestanten wurden durch Jesuiten und Dragoner, die sie mit Gewalt katholisch machen wollten, zur Auswanderung gezwungen. Die von ihren Besitzern verlassenen Häuser, Grundstücke und Betriebe wurden kassiert und zu Spottpreisen an katholische Einwanderer verkauft. Mit dem Jahre 1654 war

das Werk der katholischen Reformation vollendet. Von dem Niedergange, der durch den Wegzug tüchtiger Kräfte bewirkt wurde, erholte sich die Stadt nur recht langsam wieder.

In den nächsten hundert Jahren erwiesen sich als besonders unheilvoll für Reichenberg der österreichische Erbfolgekrieg und die drei schlesischen Kriege. Bemerkenswert ist vor allem das „Treffen von Reichenberg“ am 21. April 1757, in dem sich 18000 Preußen und 16000 Österreicher gegenüberstanden und das mit einem Rückzuge der letzteren endete. Ein zweites großes Unglück, das der Siebenjährige Krieg brachte, war eine vom August 1757 bis zum Mai 1758 andauernde Seuche. Sie wurde durch fränke Soldaten, die in den Bürgerhäusern und im Schlosse untergebracht waren, verursacht und raffte über vierzehnhundert Menschen dahin.

Mitten in den Kriegswirren starb dann plötzlich das Geschlecht der Gallas aus. Als Erben seiner sämtlichen Besitzungen bezeichnete das Testament den freiherrn Christian Philipp von Clam. Freilich erhielt er die Hinterlassenschaften nur, nachdem er sich verpflichtet hatte, für sich und seine Nachkommen den Namen und das Wappen der Gallas anzunehmen. Mit ihm trat zum erstenmal der Doppelname Clam-Gallas in Kraft, dessen Träger auch heute noch auf Schloß Friedland ansässig sind.

Der erste Vertreter des neuen Geschlechts war ein äußerst menschenfreundlicher Mann, der Reichenberg nicht nur tüchtige Hilfe bei allerlei Unglücksfällen und Bedrängnissen — es sei nur auf die Hungersnot in der Zeit von 1771—72 und den bayrischen Erbfolgekrieg hingewiesen —, sondern auch verschiedene für das Allgemeinwohl und die Ortsentwicklung wichtige Neuerungen und Verbesserungen brachte. Noch fördernder erwiesen sich jedoch für die Bürger der Stadt die großzügigen Reformen Maria Theresias und Kaiser Josefs II. Sie bewirkten es auch, daß die zunftmäßige Industrie Reichenbergs, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts einen besonderen Aufschwung nahm, im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ihr „goldenes Zeitalter“ feiern konnte. Außer ihr standen noch die Leinwandweberei und die Strumpfwirkerei in reicher Blüte.

Schnell wuchs die Stadt in dieser Zeit. Und bald, nachdem sie die Erschütterungen der Napoleonischen Kriege überwunden hatte, trat sie in die Reihe der Fabrikstädte ein. 1826 ist jenes Jahr, da Johann Liebieg den Grund zu den ausgedehnten und großartigen Fabriken legte, die heute an erster Stelle aller Reichenberger Industriewerke genannt werden müssen. 1850 wurde die Tuchmacherzunft vollständig umgestaltet und mit dem Geiste der neuzeitlichen Gewerbeverhältnisse besetzt; doch konnte sie leider in der Folgezeit ihre Macht nicht behaupten. Im Kampfe mit Maschine und Großkapital wurde die Schar der selbständigen Tuchmacher immer kleiner, und nicht lange wird es mehr dauern, dann hat der Fabrikbetrieb sie gänzlich aufgelöst.

Der 15. Dezember 1850 ist der denkwürdige Tag, an dem Reichenberg ein eigenes Gemeindestatut erhielt. Es sicherte eine weitere besonders reiche Entwicklung der Stadt. Von den Ereignissen der Folgezeit, die für Reichenberg von Bedeutung waren, sei nur noch der bedauerliche Krieg erwähnt, den Preußen und Österreich im Jahre 1866 ausfochten. Er bewirkte es, daß am 24. Juni 1866 20000 preußische Soldaten in Reichenberg einzogen. Zu den fremden, die die Stadt in der nächsten Zeit beherbergte, gehörten auch der greise König Wilhelm I. und sein großer Berater Otto von Bismarck. Ein Hemmnis im Fortschritt Reichenbergs waren die Stürme dieses Krieges nicht; denn heute gilt Reichenberg als die größte deutsche Industriestadt Böhmens und eine der betriebsreichsten Städte Österreichs überhaupt. Es umfaßt etwa 35000 Einwohner. Die Vororte mit eingerechnet, beläuft sich seine Einwohnerzahl sogar auf 65000. Die Erzeugnisse seiner vielen und ausgedehnten Fabriken, die ihm den Namen „Manchester Böhmens“ eingetragen haben, bestehen hauptsächlich in allerlei Tuch-, Woll- und Halbwollwaren. Den deutlichsten Beweis für die große Produktivität der Reichenberger Betriebe gibt das schier unübersehbare Heer von Schlöten, das riesenhaft über dem Häusergewimmel emporragt und in dem weiten Tale zwischen Iser- und Jeschkenbergen seine dunklen Rauchfahnen flattern läßt. Daz die Stadt nicht nur auf dem Markt des Inlandes, sondern auf dem der ganzen Welt als

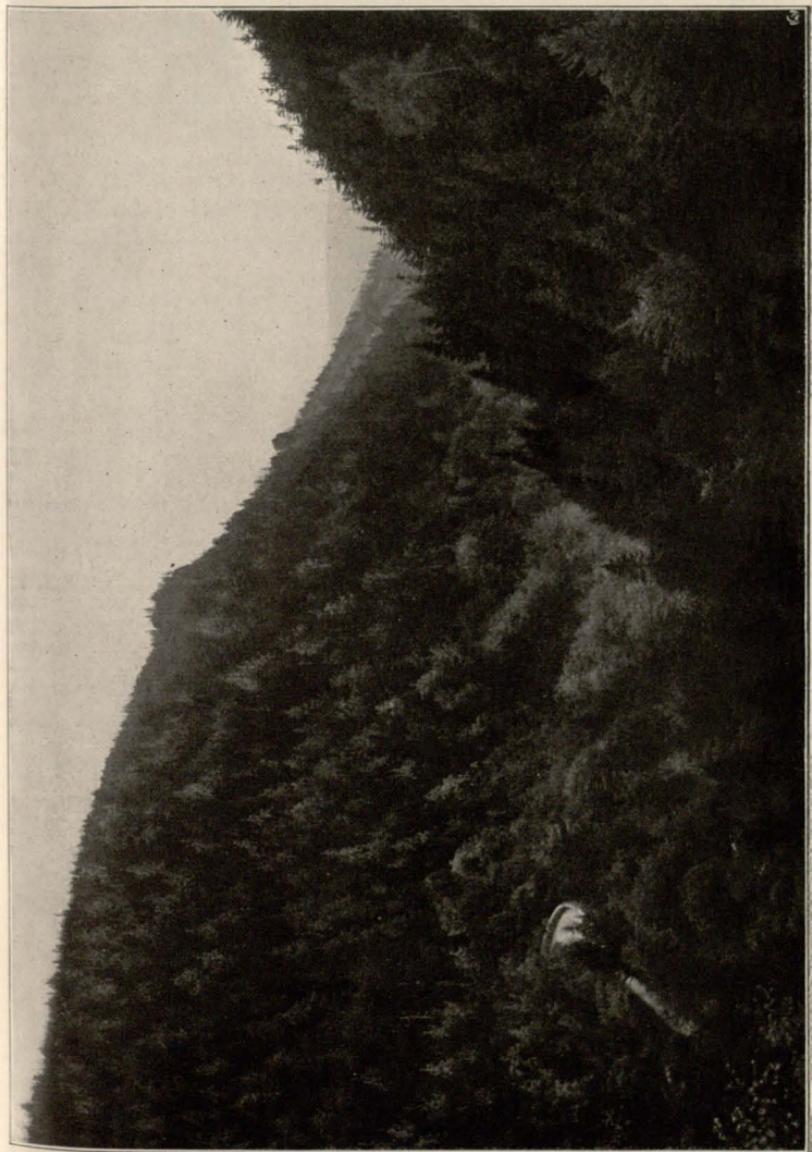
wichtiger Träger der Stoffindustrie geschätzt ist, verdankt sie vor allem den großen Betrieben des Barons von Liebieg. Sie geben insgesamt etwa 5000 Personen Beschäftigung und sind so umfassend, daß sie — die Wohn- und Bildungshäuser für die Angestellten und Arbeiter eingerichtet — bereits einen anscheinlichen Stadtteil für sich allein bilden. Josefental und Liebiegs- oder Heinrichshöhe heißen die Stätten, die wir aufsuchen, um uns einen ungefährnen Begriff von ihrer Ausdehnung und Großartigkeit machen zu können.

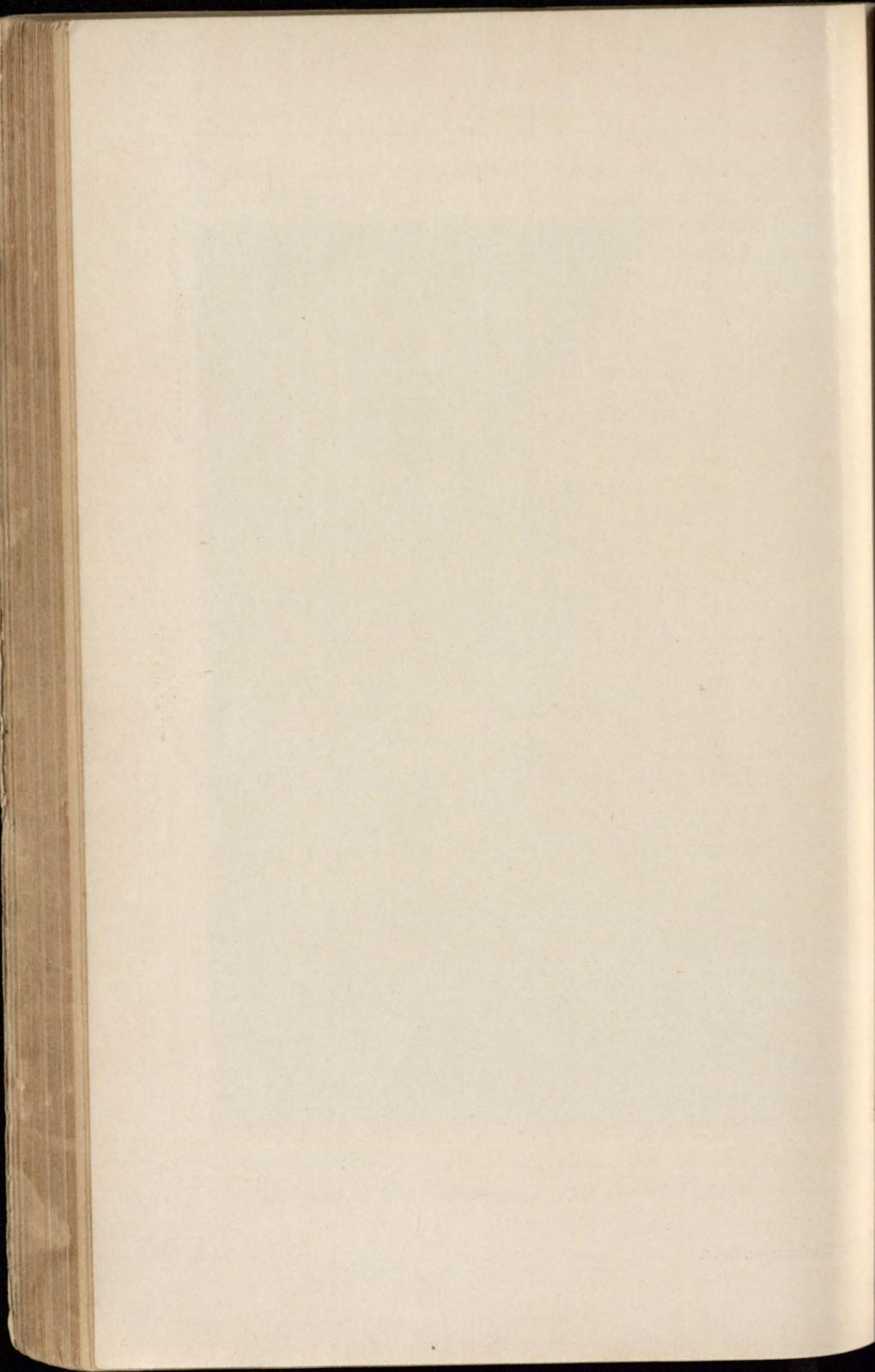
Was der Stadt noch außer ihrer reich entwickelten Industrie einen besonderen Charakter verleiht, ist die erstaunlich große Zahl wichtiger Bildungs- und Wohlfahrtsanstalten. Nicht mit Unrecht darf man sie im Hinblick auf diese als ein hohes Musterbild bezeichnen. Und was die entsprechende Leistung anderer, ungefähr gleich großer Ortschaften betrifft, so gibt es deren auf dem ganzen Erdenrunde wohl nur sehr wenige, die es mit Reichenberg darin aufnehmen können oder es ihm gar zuvortun.

Vom Volksgarten aus, einer hinter dem Kaiser-Josef-Parc gelegenen prächtigen städtischen Gastwirtschaft, bei der wir unsern Rundgang durch die Stadt antreten, kommen wir zuerst durch die breite, schattige Kaiser-Josef-Straße. Sie ist von stilvollen modernen Villen umsäumt und bildet den Korso Reichenbergs. Von den bedeutsamen Bauwerken, die sie uns zeigt, sei vor allem das Nordböhmische Gewerbemuseum genannt. Es besitzt einen beträchtlichen Umfang und besteht aus mehreren wichtigen Teilen. Am eindrucksvollsten wirkt der achteckige Eingangsturm mit der großen Freitreppe. Er ist reich gegliedert, mit herrlichem architektonischem Zierwerk versehen und bildet das Zentrum des Ganzen. Von ihm aus führen Gänge in alle Räume des Museums. Der sich ihm nach der Kaiser-Josef-Straße zu anschließende Teil ist die Hauptausstellungshalle. An der Radetzkystraße befinden sich der Büchereiraum und der Vortragssaal. Von dem an der Goethestraße gelegenen Teil, der Sitzungszimmer und Verwaltungsräume enthält, ist der dem alten Reichenberger Rathaufturm nachgebildete Abschlüßbau recht bemerkenswert. Die der Radetzkystraße parallel laufende Grillparzerstraße zeigt uns das sogenannte Tuch-

Stolz

Phot. S. Müller, Strobeney a. d. M.





macherhaus. In ihm sind die das heimische Gewerbe betreffenden Sammlungen untergebracht.

Bei dem Gewerbemuseum erhebt sich das einfache, aber doch recht eindrucksvoll wirkende neue Gebäude der Handels- und Gewerbeakademie. Es umfasst zwei Stockwerke und ist im Stil der deutschen Frührenaissance erbaut.

Ihm direkt gegenüber, auf der andern Seite der Kaiser-Josef-Straße, erblicken wir das zu Ehren des jetzigen österreichischen Herrschers benannte Kaiser-Franz-Josef-Bad. Es verdankt seine Entstehung der Reichenberger Sparkassenverwaltung, ist vornehm und höchst praktisch eingerichtet und enthält unter anderem auch ein großes Schwimmbecken.

Dort, wo wir die Kaiser-Josef-Straße verlassen und die Schützenstraße betreten, ladet uns die hochgelegene k. k. Staatsgewerbeschule zu kurzer Betrachtung ein. Sie entstammt dem Jahre 1897 und ist die umfassendste Österreichs. Während sie im Vergleich zu den vorbezeichneten Bauwerken äußerlich ziemlich nüchtern erscheint, ist sie im Innern so vorzüglich ausgestattet, daß ihre Räumlichkeiten mit denen so mancher Universität wetteifern können. Vor allem ist, was Raumausstattung betrifft, das zu ihr gehörige Laboratorium eine Musterschöpfung. Auch die der Staatsgewerbeschule benachbarte k. k. Fachschule für Weberei zählt zu den erstklassigen Lehranstalten der österreichischen Monarchie.

Der Hauptpunkt Reichenbergs ist der Altstädtter Markt. Auf ihm steht das neue prächtige Reichenberger Rathaus, das in seiner Gestaltung an die Zeit des Übergangs vom gotischen zum romanischen Baustil erinnert und mit einem Kostenaufwande von mehr als einer halben Million Gulden errichtet wurde. Der mittlere 56 m hohe Turm, von dem sich uns eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt bietet, trägt einen etwa 2,25 m hohen Wimpelträger in mittelalterlicher Rüstung. Die architektonisch besonders reich bedachte Vorderseite des stolzen Gebäudes ist vor allem durch Loggien reich gegliedert und zeigt harmonisch miteinander wechselnde Rund- und abgestumpfte Spitzbögen. Über dem Haupteingang, oben und unten, prangen zwei Reliefs. Das eine stellt sieben um die Gründung des alten und neuen Rat-

hauses verdiente Persönlichkeiten, das andere zwei Landsknechte, die das Stadtwappen halten, dar. Ebenso wie die Vorderseite ist auch die Rückseite des Rathauses mit Reliefs verziert. Sie zeigt uns auch eine mit Sonne, Mond und Sternen geschmückte Uhr. Nicht minder großartig und kunstvoll denn das Äußere ist das Innere des Bauwerks gestaltet.

Wir versäumen es nicht, auch dem berühmten Ratskeller einen Besuch abzustatten. Sein Gewölbe, das von mächtigen Granitsäulen getragen wird, ist mit den Wappen von achtzehn deutschen Städten Böhmens geschmückt. Weitere Zierden des Raumes sind die an der Decke und an den Wänden angebrachten Fresken und Sprüche und die Glasmalereien an den Fenstern.

Gleich hinter dem Rathause erheben sich der schmucke Renaissancebau des Reichenberger Theaters mit einem prächtigen im Barockstil ausgeführten Zuschauerraum, das stattliche, allen modernen Anforderungen entsprechende Post- und Telegraphengebäude und das geräumige und prunkvoll gehaltene Café Post. Es erinnert uns in seiner ganzen Einrichtung nicht wenig an die vornehmen Kaffeehäuser einer Großstadt.

Die westlich vom Altstädtter Platz abzweigende Eisengasse führt zum Bismarckplatz. Hier betrachten wir die mit ihrem etwa 70 m hohen Turm alle Bauwerke der Stadt überragende Erzdekanalkirche zu St. Anton dem Einsiedler sowie das stilvolle, der Reichenberger Tuchmachergenossenschaft gehörige Meisterhaus.

Durch die Windgasse, in der wir mehrere aus dem 16. Jahrhundert stammende, mit Blockwänden und hölzernen Lauben versehene einstöckige Häuschen erblicken, kommen wir schließlich zum Kleinen Ring. Auf ihm befindet sich die von sauberer Anlagen umgebene katholische Kreuzkirche. Außen recht einfach und schmucklos erscheinend, ist sie doch innen mit zahlreichen herrlichen Kunstwerken geschmückt. Einstmals, zu Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts, war sie eine vielbesuchte Wallfahrtsstätte. Das Heiligtum, zu dem man pilgerte, ist die über dem Tabernakel unter Glas stehende Statue der „schmerzhaften Mutter Gottes“. Sie stammt aus dem 15. Jahrhundert und wurde von dem Grafen Franz Gallas in England gekauft. Anfangs soll

sie in einem Londoner Gotteshouse gestanden haben und auf Anregung der Bilderstürmer durch König Heinrich VIII. aus demselben entfernt worden sein. Zu den zahlreichen Bildwerken, die die Kreuzkirche aufweist, zählt auch das höchst wertvolle Holzgemälde „Die heilige Anna und Maria mit dem Jesukinde“, dessen Schöpfer Barthel Beham, ein Schüler Albrecht Dürers, sein soll.

In der Schloßgasse, die sich dem Alstädtter Markte anschließt, steht das Reichenberger Sparkassengebäude. Was die Gediegenheit und Kostbarkeit des Baumaterials sowie seine prachtvolle Innenausführung betrifft, so ist es zweifellos die architektonisch bedeutendste Schöpfung der Stadt. Seine Herstellung kostete, gleich der des Rathauses, ungefähr eine halbe Million Gulden. Der Stil, in dem es ausgeführt wurde, ist der der italienischen Hochrenaissance. Das Äußere des Gebäudes besteht durchweg aus Sandstein und ist mit verschiedenen zum Teil marmornen Werken der Bildhauerkunst verziert. Der Giebel der Vorderseite trägt außer sinnigen Darstellungen des Fleisches, der Sparsamkeit und des Wohlstandes die Plastiken der altgriechischen Götter Helios, Hermes, Hephaistos und Pluto.

Nicht weit vom Sparkassengebäude entfernt, an Herren- und Schloßgasse, zeigt sich uns das hochgelegene und mit einem lauschigen, dreihundert Jahre alten Park umgebene Schloß des Grafen Clam-Gallas. Es besteht aus einem zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbauten älteren und einem von 1774 bis 1779 errichteten und um die Mitte des 19. Jahrhunderts erweiterten jüngeren Teile. Besonders besuchenswert ist die zum alten Schloßbau gehörige Kapelle. Sie birgt einen großen Reichtum an seltenen mittelalterlichen Kunstwerken.

Im Schloßpark steht ein schlichtes Denkmal, das zum Andenken an Kaiser Josef II. errichtet wurde, der hier am 15. September 1779 mit dem Gartenpfluge eine Furche zog.

Indem wir durch die Herrengasse nach Süden weitergehen und links in die Karlsgasse einbiegen, gelangen wir zum Lindenplatz mit der evangelischen Kirche. Sie ist im romanischen Stil erbaut und wegen ihrer Lage auf einer Anhöhe weithin sichtbar.

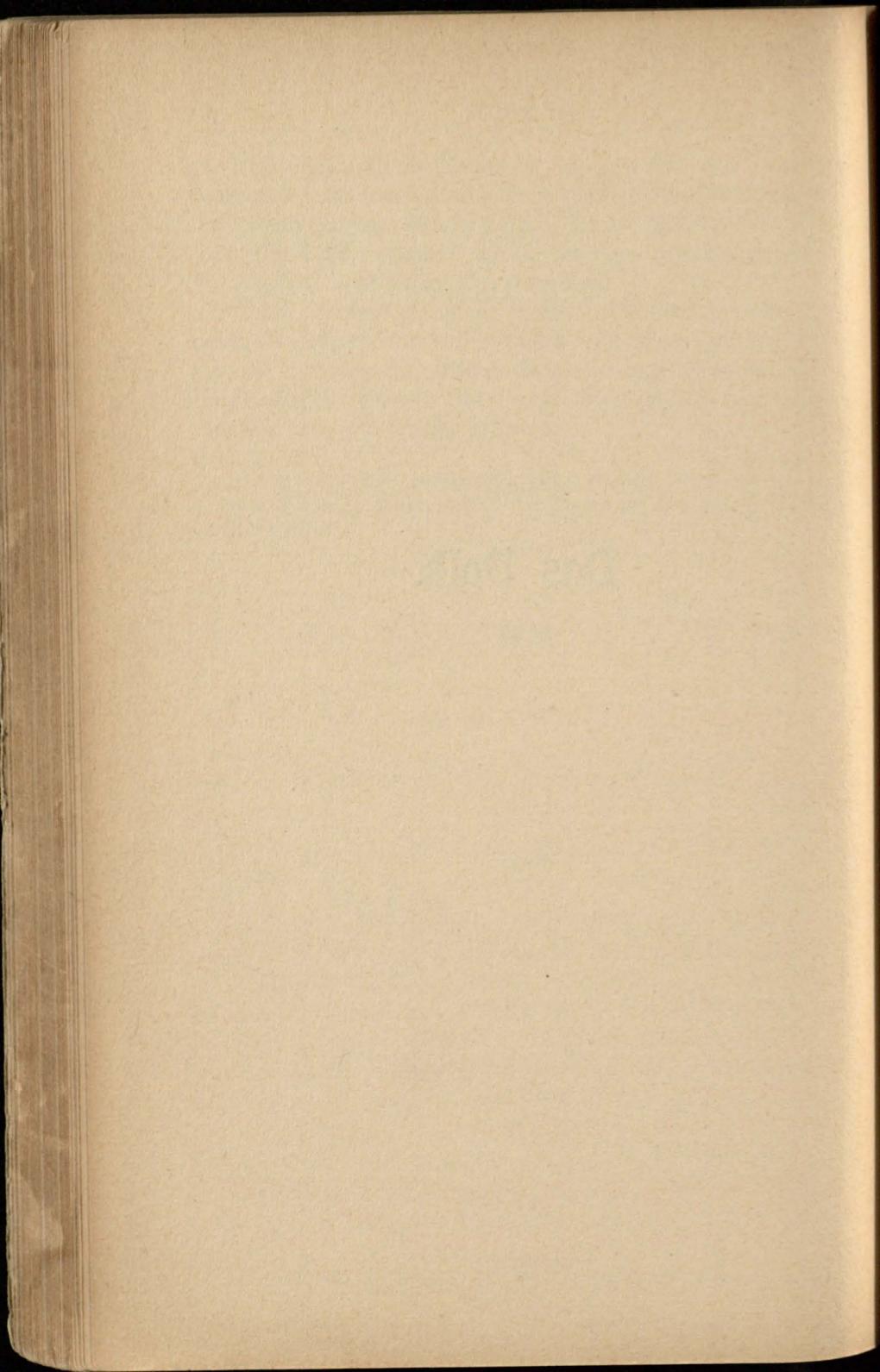
Und nun durch die Karlsgasse fort und über den Josefinenberg zu der Fabrik'anlage und der großartigen Wohnstättenkolonie der firma Johann Liebieg & Co. In die Fabrikgebäude wird uns kein Eintritt gewährt, und so begnügen wir uns damit, die umfangreiche Außenanlage zu bewundern.

Noch ein Aufstieg auf die Heinrichshöhe, von wo wir abermals die regsame Stadt überschauen und bis zu den Jeschkenbergen, die die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Tschechen bilden, hinüberblicken können — und unser Gang zu den Hauptsehenswürdigkeiten Reichenbergs ist beendet.*

* Den historischen Ausführungen dieses Kapitels wurde der ganz vorzügliche „Führer durch das Jeschken- und Isergebirge“ von Prof. Franz Hübler zugrunde gelegt.



Das Volk.





Charakter, Sitten und Aberglaube.



er Charakter des hauptsächlich von fränkischen und niederländischen Einwanderern abstammenden Jsergebirglers äußert sich vor allem in folgenden Eigenschaften: Schlichtheit, strenger Fleiß, Genügsamkeit, große, nicht selten in Geiz ausartende Sparsamkeit, Ehrlichkeit, Dienstwilligkeit, zähes Festhalten am schon Bestehenden, Verschlossenheit und gesunder, oft noch recht urwüchsiger Frohsinn. Seine nähere Illustration geben die dem Volke typischen Sitten, Gebräuche und abergläubischen Handlungen. Wir beginnen ihre Darstellung mit dem Hochzeitsfest des Jsergebirglers.

Hat sich ein Paar entschlossen, in den Ehestand zu treten, so wird von ledigen jungen Männern und von Jungfrauen, die in der Nachbarschaft der Braut wohnen, eine Ehrenpforte gebaut. Um Tage vor der Hochzeit zieht die junge Schar, oft mit Musik und scherhaftem Aufputz, zum Festhause und richtet vor dessen Eingang das mit Girlanden und Kränzen geschmückte Werk auf. Zum Danke dafür findet eine Bewirtung durch den Hochzeitsvater statt. Der im Jsergebirge zu allen möglichen Gelegenheiten reichlich aufgetragene Branntwein fehlt dabei nicht.

Ehe das Hochzeitspaar das gemeinschaftliche Heim bezieht, wird die Aussteuer der Braut, das Brautfuder, eingefahren. Scherzend verlegt man ihm vielfach den Weg. Begleitet wird es von Frauen, die das Hochzeitsbett bereiten müssen; man nennt sie die Bettweiber. Als wichtige Mitgabe im Brautfuder gilt ein „Brotrampf“ (krustenreiches Stück Brot). Man sagt, es halte sich sehr lange und schütze in der Ehe vor Nahrungsorgen. Zur Aussteuer gehört auch die „Brautkuh“. Sie wird hinter dem Fuder geführt und ist mit Laubgewinden und bunten Papier-schleifen geschmückt. Um den Hals trägt sie einen Buchsbaum-

Efeu- oder Tannenkranz und einen Gürtel mit einer Glocke. In dem Glauben, daß sie dann Glück in die Ehe bringe, gibt man ihr vielfach am Tage des festlichen Einzuges in den neuen Stall gut und stark zu fressen.

Beim Abladen der Mitgabe verstecken die Freunde und Verwandten des Bräutigams häufig einige Gegenstände. Unter Scherzen und Gelächter muß der Gefoppte zum Schlusse das Vermißte suchen.

Zu Bekannten, von denen man ein Geschenk erwartet, schickt man Streuselküchen.

Dem Bräutigam, der die Braut zur Trauung abholt, gibt man den Rat, nicht in das Haus zu gehen, wenn jene sich im Obergeschoss befindet. Handelt er dem zuwider, so glaubt man, er werde zeitlebens unter dem Pantoffel seiner Frau stehen. Einen Beweis für die zwingende Macht dieser übergläubischen Auffassung gab jener Bräutigam, der schon daran dachte, umzukehren, als die Erwählte ihn nicht sogleich vor der Haustür empfing.

Von den bei der Hochzeit beachteten übergläubischen Forderungen deuten viele auf den Tod hin. Und darum sei gleich im Anschluß an die vorstehenden heiteren Darlegungen etwas von der Bedeutung des letzteren in Übergläubische und Brauch des Isergebirglers verzeichnet.

Ist jemand in der Familie gestorben, so halten es deren Mitglieder vielfach für ihre Pflicht, dies dem Vieh und dem Acker anzusagen. Zum Begräbnis ladet der von Haus zu Haus gehende „Grabbitter“ ein. Das Sargtragen übernehmen gewöhnlich zwölf in der Nachbarschaft des Verstorbenen wohnende junge Männer. In zwei Gruppen geteilt, wechseln sie auf dem häufig recht weiten und schwierigen Wege zum Friedhof einander ab.

Weit verbreitet ist im Isergebirge der Glaube an das Umgehen, das geisterhafte Wiedererscheinen mancher Toten. Überall gibt es Orte, die man als solche, an denen es „schecht“ oder „umgeht“, bezeichnet. Namentlich die Seelen schwefündiger oder gewaltsam umgebrachter Menschen betrachtet man als wiederkehrende Unruh- und Schreckgewalten. Um dem Geiste des lieben Toten eine sichere Ruhe zu schaffen, fühlt sich der übergläubische Isergebirgler verpflichtet, wichtige Gebrauchsgegenstände mit in

das Grab zu geben. Weiblichen Toten z. B. legt man die benutzten Haarkämme, männlichen Toten das Rasiermesser, das ihnen gedient, bei. In den meisten Fällen gilt das Bettuch als eine notwendige Mitaabe.

Doch zeichnen wir uns nun weiter das Bild von den Eigenheiten des Isergebirglers im Anschluß an die wichtigen Jahresfeste. Von ihnen sei zuerst der Gründonnerstag berücksichtigt.

Wie in vielen andern Gegenden Deutschlands, so gehen auch noch im Isergebirge an diesem Tage die Kinder, mit einem großen Beutel ausgerüstet, von Haus zu Haus Gaben sammeln. Gewöhnlich vereinigen sie sich dabei zu kleineren Gruppen. Sind sie bei jemand eingetreten, so begrüßen sie ihn im Chore mit den Worten: „Guda Murja im a Gründunscht'g!“ Wollen sie die besondere Gunst der Hausfrau gewinnen, so schmeicheln sie ihr wohl auch mit dem Verse:

„Guda Murja im an Gründunscht'g!
Die frau — — — — — giht im Hause rüm,
sie hoat an weisse Schürze üm
mit an ruta Bande,
sie ist die schienst' im Lande,
sie wird es nun doch denka
an wird uns nun woas schenka.“

Als Geschenk erhalten die herumziehenden Kinder Brezeln und „Dollsäcke“. Das sind aus Semmelteig gebackene Männer, Tabaks-pfeifen, Tiere und anderes. Auch Hühner- und Gänseier werden zuweilen verabreicht. Von dem am Nordabhang des Kammes gelegenen Dorfe Querbach erzählt man, daß dort früher wohlhabende Leute zuweilen Äpfel mit eingelegtem Geldstück gaben.

In einigen Dörfern erscheinen die Kinder am Tage des Sommeranfangs mit ihrem Sammelbeutel in den Häusern. Sie singen dann meist:

„Guda Murja im a Summer!
Bin a fleener Bummer,
bin a fleener König;

gabt mir ne zu wenig,
lußt mich ne z'r lange stöh'n
will a Häusle wätter gih'n!"

Allgemein Sitte ist es hier auch, daß die Paten die Semmel, die sie ihrem Patenkinde bis zu dessen vierzehnten Lebensjahre schuldig sind, am Gründonnerstag überreichen. Die Patensemml hat die Form eines länglichen Brotes. Allerlei aus dem gleichen Teige hergestellte Figuren sind ihr aufgebacken. Soll sie als „eine gute“ gelten, muß sie mit Rosinen verziert sein.

Nicht vergessen sei der auf den Gründonnerstag bezügliche Überglaube der Isergebirgler. Man meint, die Eier, die man den Hennen oder Gänsen an dem Tage unterlegt, würden alle ausgebrütet. Von Blumensamenkörnern, die man am Gründonnerstag sät, oder Kartoffeln, die man während desselben steckt, erhofft man eine besonders reiche Entwicklung.

Ein großes Kapitel des in unserer Gebirgsbevölkerung wirkenden Überglaubens bezieht sich auf den Karfreitag. Auch im Isergebirge holt man einer weitverbreiteteten Sitte gemäß das Karfreitagswasser. Man soll es schweigend, mit dem Strome, einschöpfen, und zwar unterhalb einer Brücke, über die im Laufe des betreffenden Jahres eine Leiche getragen wurde. Auf dem Rückwege darf man sich nach dem Gebote des Überglaubens weder umsehen, noch darf man jemand das im Gefäß enthaltene Heilwasser zeigen. Es wird sorgsam aufbewahrt und zum Waschen bei Verwundungen, Krankheiten und allerlei Gebrechen benutzt. Auch gießt man verschiedentlich dem Vieh, da man annimmt, es werde dann im Laufe des Jahres nicht krank, am Karfreitagsmorgen etwas davon in den Inhalt des Saufrogs. Speisen, die man einem Kranken auf einem mit Karfreitagswasser besprengten Tische aufträgt, hält man für besonders heilkästig. Dem, der häufig von Zahnschmerzen gequält wird, gibt man den Rat, in der Karfreitagsfrühe Saat zu weiden, d. h. die Spitzen einiger junger Getreidepflanzen abzubeißen und zu kauen.

Als wichtigste Heilmittel neben dem Karfreitagswasser betrachtet der übergläubische Isergebirgler die während der wunder-

wirkenden Tageszeit gekochten und schweigend verspeisten Gänse- und Hühnereier. Erstere sollen vor Kreuzschmerzen, letztere vor Leibscherzen bewahren. Vielfach erhält jedes Familienmitglied sowie jede zur Hausgenossenschaft zählende Person ein Gänseei und zwei Hühnereier, während man dem Wirtschaftsvater, der Hauptperson, oft außer dem Gänseei drei Hühnereier vorsezt. Nicht selten werden die Eier schon vor dem Hineinlegen in das kochende Wasser jedem einzelnen zugeteilt und dabei gezeichnet. Dem Ledigen, dessen Ei im Kochtopf noch einmal hochkommt und dann mit einem andern der im Wasser liegenden Eier zusammenstoßt, prophezeit man baldige Heirat.

Wer sein Haus vor Ameisen bewahren will, soll am Karfreitag vor Sonnenaufgang um dasselbe herumsegeln. In dem Glauben, daß die Mäuse dann nicht in das Korn hineingehen, macht man in der Karfreitagsfrühe für jede vorhandene Getreideart einige von den Strohseilen, die bei der Ernte gebraucht werden. Von den Kühen, die an dem betreffenden Tage vor Sonnenaufgang gefüttert werden, sagt man, sie gäben fette Milch und gute Butter. Regen am Karfreitag deutet man vielfach als Anzeichen eines fruchtreichen Jahres.

Als recht bestimmend für die Sommerzeit betrachtet man den Tag ihres Beginns, den als Georgen- oder Jürgentag bezeichneten 23. April. Er ist der Tag, an dem „das Gift aus der Erde herauskommt“, d. h. der die schädlichen Witterungsstoffe des Bodens endgültig ausscheidet und zerstört. Deshalb geht man vielfach erst vom nachfolgenden Tage an barfuß. Im Hinblick auf die Weidetiere sagt man: „Jürja sin m'r d'Küh' von d'weed schürcha“ (treiben). Ist der Jürgentag heiß, so meint man, es werde in dem Jahre viele Kreuzottern geben. Ist er düster und regnerisch, so befürchtet man eine niederschlagreiche, nasse Erntezeit. Gewitter vor dem Jürgentage gelten als Anzeichen vieler Gewitter, aber auch als Vorboten eines gut entwickelten, fornreichen Getreides. In vielen Familien des Jägergebirges fällt zwischen Michaelis und Jürgentag, also an den kurzen Tagen des Jahres, die Nachmittagsvesper aus. Dem entsprechend heißt es:

Jürjatag bringt a Vasp'rsaf,
Micheel trät a wied'r heem.

Und nun im Anschluß daran ein paar Beispiele aus dem umfangreichen Kapitel der abergläubischen Regeln und Gebräuche, die Acker und Garten betreffen.

Dem, der zur Zeit des Neumonds sät, verheißt man eine reiche Blüte, aber wenig Körner. Damit die Obstbäume gut gedeihen, soll man ihren Wurzelboden am ersten Freitag der Neumondtage düngen. Beim Pflanzen eines Obstbaumes empfiehlt man, mit den Wurzeln ein Stück Eisen, eine Kohle und einen entsprechenden Fruchtkern einzugraben. Das Eisen soll während der Sommerhitze fühlen, die Kohle soll vor nagenden Mäusen schützen und der Kern soll dem Baume eine stärkende und treibende Kraft sein. Pflanzt man z. B. einen Nussbaum, so schneidet man zuweilen drei Zweige ab und spricht:

„Du lieber Nussbaum, sei nu mei
an bring mir viele Früchte ei.“

Sticht jemand mit dem Rechenstiel in das Heu, so meint man, es werde hineinregnen. Liegt ein Rechenstiel mit den Zinken nach oben, so erwartet man baldige Niederschläge. Dem, der bei Schnee umackert, prophezeit man eine schlechte Ernte. Manche Leute dreschen am letzten Tage des Jahres in dem Glauben, daß dann die Ratten und Mäuse, die die Körner rauben, aus dem Hause ausziehen. Wer beim letzten Dreschen den letzten Schlag tut, ist der „Scheunesel“. Er muß Branntwein zum besten geben und wird tüchtig gehänselt.

Wie bei fast allen Landbewohnern, bildet auch bei der Ackerbau treibenden und waldwirtschaftlich tätigen Isergebirgsbevölkerung die Viehwirtschaft einen wichtigen Teil ihrer Lebensbeschäftigung. Ja, in den höhergelegenen Gebieten des Isergebirges, in denen der Feldbau ein äußerst gewagtes oder gar ausichtsloses Unternehmen ist, in denen gewöhnlich tiefgrüne, saft- und krautreiche Wiesen das Ackerland ersetzen, steht sie sogar im Vordergrunde des meist recht bescheidenen Wirtschaftsbetriebes. Das Vieh — und nicht minder die anderen Haustiere — werden vom Isergebirgler

mit grösster Aufmerksamkeit und Sorgfalt gehext und gepflegt. Besonders deutlich zum Ausdruck kommt dies in den vielen das Haustierleben betreffenden abergläubischen Regeln und Gebräuchen.

Der, welcher auf dem Wege des Kuhkaufes ein Stück Eisen findet, glaubt einen guten Handel zu machen. Die erstandene Kuh darf man nicht Freitags oder Sonnabends holen, wenn man damit Erfolg haben will. Führt man sie in seinen Stall und trifft unterwegs zuerst einen jungen Menschen, so betrachtet man das als ein glückverheißendes Zeichen; alte Leute jedoch sieht man als Unglücks verkündiger an. Vielfach wird der Preis für ein Stück Vieh so bemessen, daß er eine gerade Zahl ergibt. Wenn jemand beim Verkauf seiner Kuh weint, hat der Käufer kein Glück damit. Überlässt man dem Fleischer eine Kuh und weint um sie, so stirbt sie beim Schlachten nur schwer. Bringt man neugekauftes Vieh in den Stall, so legt man zuweilen zum Schutze gegen Verherzung zwei in Kreuzform übereinandergefügte Besen vor die Tür desselben. Das gleiche tut man, wenn man Dünger aus dem Stall schafft.

Die erste Milch der Kuh nach dem Kalben wird mit Fett in der Pfanne gebraten und als „Miezeltanz“ gegessen. Beim Verspeisen gebraucht man einen Löffel. Fährt jemand mit einem Messer oder einer Gabel in die Speise hinein oder gibt der Katze etwas davon, so glaubt man, es störe dem Tiere, das die Milch geliefert, ein Unglück zu. Verschiedentlich werden auch die ersten drei Maß Milch der betreffenden Kuh zum Trinken gegeben oder in alle vier Ecken des Stalles gegossen. Tut man dies, so spendet die Kuh, wie man annimmt, in allen vier Strichen. Damit sie fortan gut frisst, reicht man ihr eine mit Salz bestreute und mit Zwiebelscheiben belegte Schnitte. An manchen Stellen erhält sie eine fett bestrichene Butterschnitte. Man sagt, so dick wie die Butter auf dem ihr gegebenen Brote, sei künftig die Sahne der von ihr gelieferten Milch. Damit die Butter im Sommer recht fest wird, legt man beim ersten Saufen des Viehes nach dem Kalben in den „Kühschoaf“ oder „Heubel“ (Futterkübel, Trog) einen kalten Plättbolzen.

Beim ersten Anbinden eines Kalbes kleidet man sich oft festlich, gibt dem Tiere ein wenig Futter und spricht:

„Hier hast du dein Futter,
vergiß deine Mutter!“

Oder man sagt:

„Ich binde dich oan diesen Strang,
doaz̄ du wirscht gruß an lang,
gruß an lang wie deine Mutter,
an doaz̄ du fräßt Struh an Futter.“

Soll das Kalb kein Aussauger werden, so darf man es nach der abergläubischen Auffassung nicht an einen Strick binden, der schon einem anderen Kalbe gedient hat. Verkauft man das junge Tier, so führt man es rückwärts aus dem Stalle. Dem Muttertier gibt man einen Schlag und spricht:

„Hier hast 'nen Schlag;
do brüllst ne länger oas een Tag.“

Ein sehr liebreich behandeltes Tier ist im Isergebirge die Katze, „Meila“ genannt. Manche Leute führen die Katze, die sie in ihr Haus bringen, dreimal um das Tischbein und sprechen dabei:

„Dreimal ums Been —
Katze bleib d'rheem!“

Den Abschluß der Erntezeit bildet das Erntefest oder, wie man sich nach schlesischer Weise ausdrückt, die „Kirms“ (Kirmes). Sie ist dem Dörfler des Isergebirges nächst dem Weihnachtsfest das wichtigste und freudenreichste Fest des Jahres. In ihr kommt der ganze, so sehr bescheidene Drang nach frohen, heiter-frischen Feierstunden, der in den vielen arbeitsüberreichen Ackerwochen zäh zurückgehalten wurde, zu vollem Durchbruch, und der gottgläubige, tief dankbare Sinn bringt unter ihrem schlicht strahlenden Zeichen die mehr oder minder starke Glücksempfindung zum Ausdruck, die der Ertrag der Ernte in den einzelnen Herzen geweckt hat.

Die Kirmes umfaßt meist zwei, in einigen Orten auch drei Tage. Damit sie den fröhlichen Isergebirglern nicht zu schnell schwundet und diese auch den in andern Orten wohnenden Ver-

wandten und Freunden mit besonderem Genusse die ihnen schuldigen großen Besuche abzustatten können, ist ihr Zeitpunkt in den benachbarten Dörfern gewöhnlich auf verschiedene Wochen festgesetzt. Während der „Kirmsfunt'g“ (Sonntag) hauptsächlich dem Dienstvolk gewidmet ist, gilt den sich als vornehmer fühlenden Ackergutsbesitzern (Bauern, Gärtner und Stellenbesitzern) und deren Angehörigen der sich anschließende „Mont'g“ oder der voraufgehende „Sinnobend“ als der Hauptfesttag, den man im Kresscham (dem Dorfgasthause) durch Bratenessen (fleischspeisen bereitet man während des mühreichen Sommers im Isergebirgischen Bauernhause nicht allzu häufig), Bier- und Branntweintrinken, behagliches Plaudern, Tanzen und stummes, stillvergnügtes Zuschauen gebührend feiert.

Zuchhe, die Kirms is ausgebloasa;
die foahne hängt zum Dache raus!
Flugs steig' ich ei die Sunntigshosa;
der liebe Gott behitt m'rfschs Haus!

Im Hause fehlt es natürlich, da der Isergebirgler gern und oft Kaffee trinkt und süßes Gebäck nicht verschmäht, zu solcher genüßfrohen Zeit nicht an einem tüchtigen Vorrat von Streuselkuchen, dem vorzüglichsten schlesischen Nationalgebäck. Auch für die lieben Gäste, die ihren zu Hause gebliebenen Familienmitgliedern gern eine leckere Gabe von „Über Land“ mitbringen und einen deutlichen Vorgeschnack von der noch ausstehenden eigenen Kirmes geben möchten, ist reichlich gesorgt.

Das Fleisch für den besonders reich besetzten Mittagstisch des Festes liefert vielfach ein junger Ziegenbock. Die Freude darauf, sowie die ausgelassene Heiterkeit, die die Erntefeiern im Familienkreise weckt, findet trefflichen Ausdruck in dem Verse:

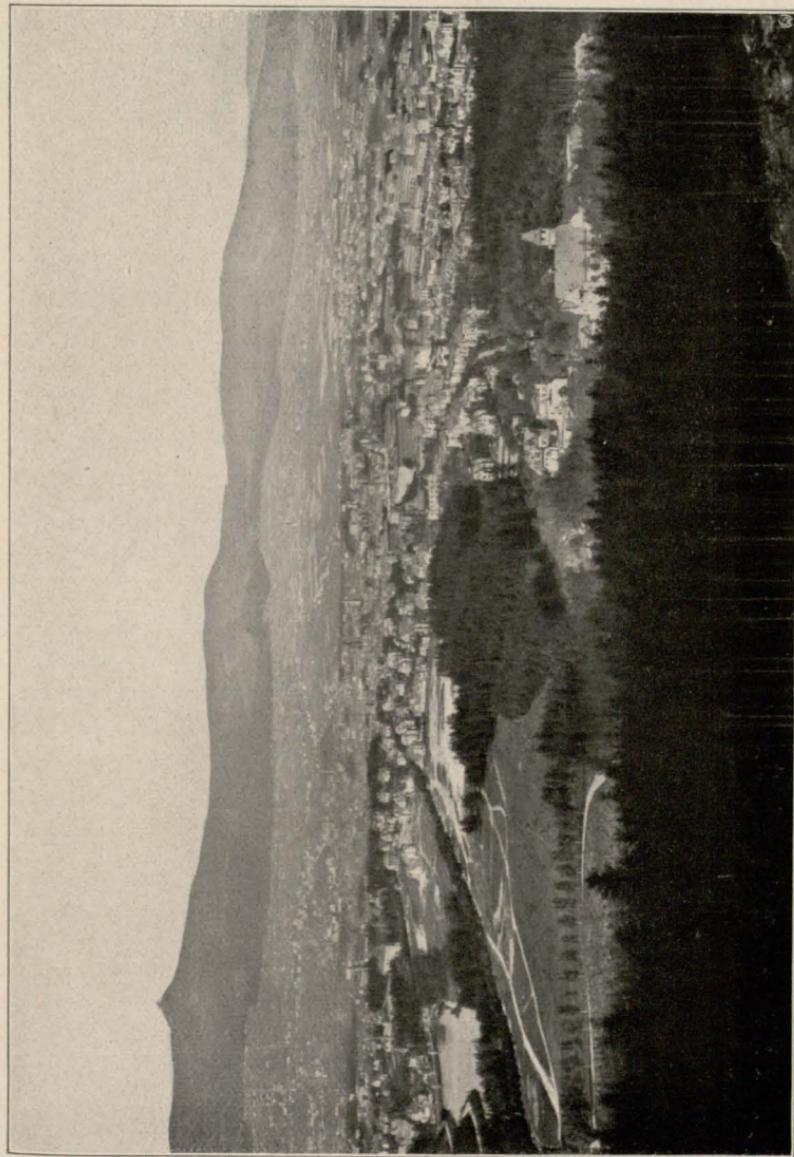
Wenn Kirms wird sein,
Wenn Kirms wird sein,
do schlacht d'r Voat'r a Bos,
do pfäßt d'r Voat'r,
do tanzt die Mutt'r,
do wakelt d'r Mutt'r d'r Ros.

Während am Vormittage des Kirmessonntages ein großer Kirchgang, noch verschiedentlich mit einer Geldopferung für den Pfarrer verbunden, stattfindet, sind die Nachmittage und Abende (letztere dehnen sich oft bis zum nächsten Morgen aus) ganz der frohen weltlichen Geselligkeit gewidmet.

Für den noch recht anspruchslosen Sinn der Dorfjugend bedeutet der im Flur des Kretschams errichtete „Paschtisch“ (Würfeltisch) den Hauptanziehungspunkt der ganzen Kirmes. Stundenlang umlagern Jungen und Mädel die auf ihm ausgebreiteten, lebhaft farbigen und blitzenden Schmuck-, Gebrauchs- und Spielgegenstände, verfolgen die Glückspröben anderer mit teilnahmsvoller, heredter Erwartung und opfern auch selbst manchen „Behmen“ (Groschen) für das unruhig flackernde Begehren ihrer gewinnlustigen und dennoch so bescheidenen Herzen.

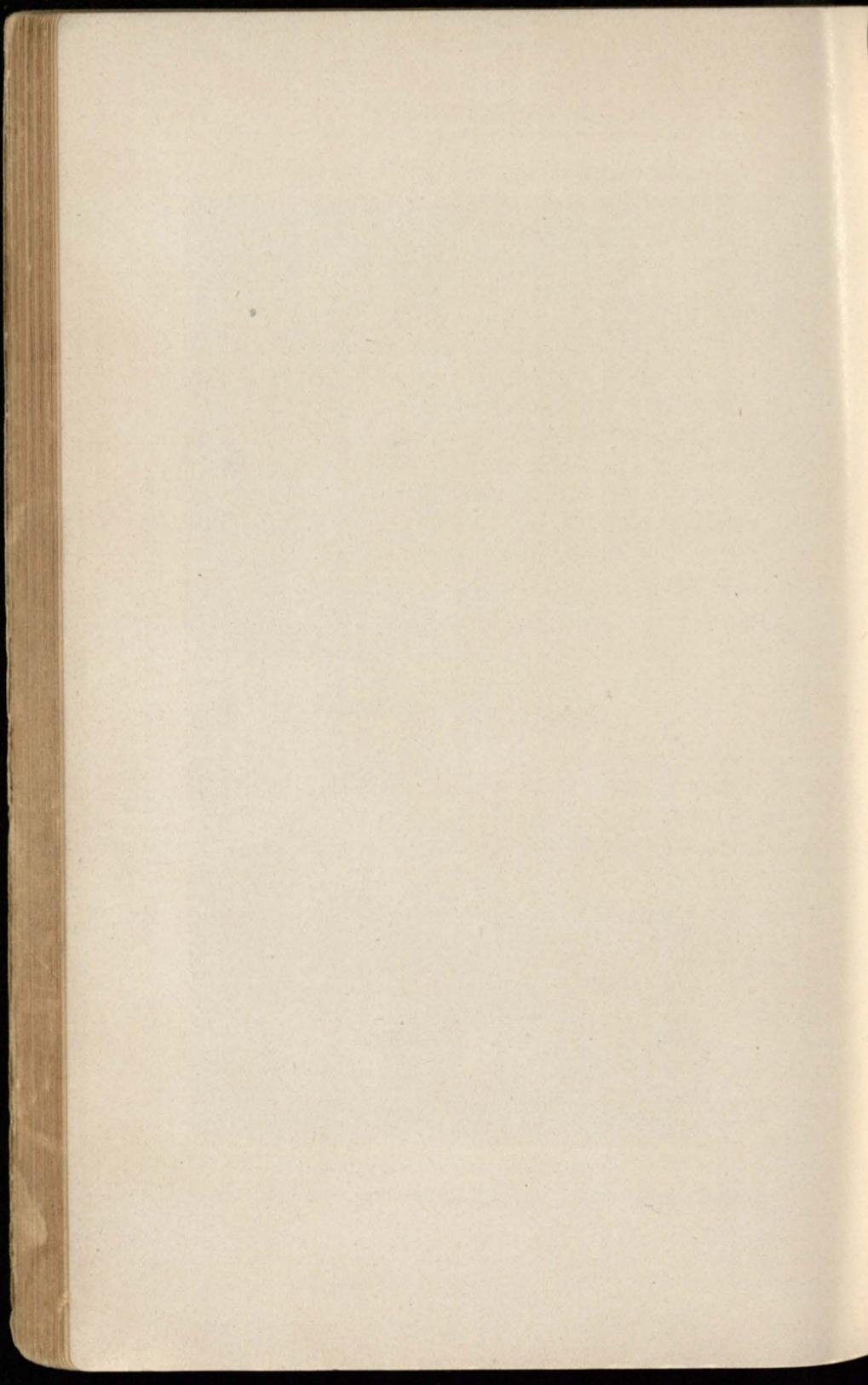
Von den besonderen Veranstaltungen bei der Kirmes im Isergebirge seien zwei erwähnt — das Hahnschlagen in Hayne (bei Rabishau) und das Bockausfahren in Querbach. Das Hahnschlagen, das früher in sehr vielen Orten üblich war, besteht darin, daß Leute, denen man die Augen verbunden, mit Dreschflegeln nach einem Topfe zielen und dadurch einen für den besten Treffer ausgesetzten Hahn zu gewinnen suchen, das Bockausfahren in einem bunten Aufzug, der von komisch angeputzten Männern und einigen Musikanten veranstaltet wird und dessen Mittelpunkt ein mit Bändern und Schleifen geschmückter Ziegenbock bildet. Wer bei der im Kretscham stattfindenden Verlosung den Bock gewinnt, ist verpflichtet, mit ihm am Abend den ersten Kirmestanz zu tun.

Nach der Kirmes beginnt — abgesehen von der Bestellung des Ackers für das nächste Jahr und der letzten Einfuhr von Holz für den Winter — die große Zeit der häuslichen Beschäftigung. Sie erstreckt sich dort, wo nicht industrielle Heimarbeit, wie z. B. Pantoffelmachen und Unfertigung von allerlei Glassachen, dringende Notwendigkeit ist, hauptsächlich auf das Ausdreschen des in der Scheune Lagernden Getreides. An den langen Abenden wird wieder mehr der in den wenigen Raststunden des Sommers vernachlässigte Dorfkretscham besucht. Auch



Phot. Kirchdauer & Schub. Meissen i. Sa.

Neidenberg mit Blick auf das Zeifelengebirge



zu Freunden und Verwandten in der Nachbarschaft geht man nun häufiger. „Lichtengänge“ nennt man solche abendlichen Besuche. Während man früher auf denselben Spinnrad und Spinnrocken nicht entbehren konnte, bildet jetzt für das weibliche Geschlecht der Strickstrumpf der Hauptbegleiter. Sich wieder einmal tüchtig über Bekanntschaften, Politik und Berufsleben auszuplaudern, ist das Bedürfnis, das die Lichtengänger beseelt. Und nicht selten spielt ihre Unterhaltung auch in das Gebiet der Gespenstergeschichte und der damit verwandten Volksdichtung hinüber.

Doch widmen wir nun noch den das Weihnachtsfest betreffenden abergläubischen Auffassungen und Gebräuchen des Isergebirglers ein paar Worte.

Ist die Christnacht hell, so erwartet man eine dunkle (volle) Scheune, ist sie dunkel, so rechnet man auf eine helle (leere) Scheune für das nächste Jahr. Viel Wind am Weihnachtsabend betrachtet man als Ankündigung einer reichen Ernte. Verschiedentlich lässt man an den Walnußbäumen einige Nüsse bis zum Weihnachtsfest hängen und schlägt sie in der Heiligen Nacht mit einer langen Stange herunter, in dem Glauben, daß die Bäume dann zur nächsten Früchteernte besonders reich spenden. Damit alle Obstbäume gut tragen, schüttelt man sie während des Christnachtläutens. Auch werden aus gleichem Grunde zur selben Zeit Strohseile um die Stämme gebunden, die außerdem die jungen Bäume gegen den Sturm sichern sollen. Früher dankte man den Obstbäumen oft dadurch, daß man ihnen zur Stunde der Weihnachtsbescherung Geld, meist ein Pfennigstück, in den Wurzelgrund steckte. Noch jetzt ladet man sie zum Essen ein, und zwar mit den Worten „Ist kummt rei' an aßt mit uns! Uff a Summer woll'n m'r mit euch aßsa.“ Den Weihnachtsbaum verbrennt man vielfach nach Beendigung der Festzeit nicht. In dem Glauben, daß er vor Blitzschlag schütze, bewahrt man ihn gewöhnlich unter dem Dache, neben dem Schornstein, auf. Erst wenn er durch den nächstjährigen Baum ersetzt wird, beseitigt man ihn.



Ein Nachtrag zur Volksdichtung.

Wie die bereits in vorstehenden Schilderungen und Abhandlungen dargebotenen Sagen, Märchen und dialektischen Reime bewiesen haben, besitzt der Isergebirgler einen recht beachtenswerten Schatz an Gaben echter Volksdichtung. Da die isergebirgische Volkskunst bis jetzt recht wenig bekannt ist, sei ihr hier noch ein besonderer Abschnitt, der charakteristische Versstücke enthält, gewidmet.

Zuerst zwei prächtige Gedichtchen in Form einer Brautwerbung:

Madel, willst mich hoan?
Ich bin a Zimmermoann.
Bau' a Häusle dir
an a Schüppel, droa,
an do sperr' ich dich 'nein,
an Madel, du bist mein.

*

Ich an du, mei liebes Kind,
wir wan ananner nahma;
wenn wir missa batteln gih,
do wan m'r uns ne schama.
Ich gih ei doas eene Haus,
an du gihst ei doas andr';
friega mir a Stückla Brut,
do affa mir'sch min'nand'r.

Nicht minder empfindungswahr und innig ist auch eine ier-gebirgische Brautflage:

Mei Schoätz is a Mäuer,
a Zimmerpolier,
a oarbeit' in Spiller
an is ne bei mir.

Uff a Sunt'g is Musike,
do wird a wu sein,
do tanzt a mit andern
an läßt mich allein.

Im Anschluß daran seien zwei Verse wiedergegeben, in denen ein Hütejunge sein Leid klagt:

Oh, Wehd¹ oh, Wehd¹ oh!
Fr' Joahr bi'dh ni meh' do.
Dr Bauer schleet mich immer;
die Frau is noch viel schlimmer;
die Kase macht se Kleen,
die Butter frißt se goar alleen,
die Milch, die macht se himmelbla —
ich bleib' auch keen' Stund' mi doa!

*

Oh, Wehd¹ oh, Wehd¹ oh!
Ich hütt' die Küh' zum letzamo.
Wenn ich mich wieder wa vermitta,
koann sie d'r Bauer salber hütta!

Durchweg heiterer Art ist der folgende Vers des Hütejungen:

Hoh' rei, hoh' rei, heut' treib' 'ds letzte mol ei.
Ich ha se bis uf a Ziegebuck,
dar is mer ufs nächste Durf gehuppt,
wu die ala Bauern sitza,
mit da langa Zippelmücka
und doas Gald mit Schaffeln massen
und doas Fleesch mit Laffeln assen.
Hoh' rei, Hoh, Hoh' rei, Hoh!

Und wie erheiternd wirkt doch, was der übermütige, wider-spenstige Rüpel sagt:

Um Micheel
trab'dh 'm Bauer über'n Rän;²
kimmt 'r glei mit Blitz an Dunner,

¹ Weide. ² Rain, Feldrand.

trab'ch immer weter nunner,
finnt'r glei mit'm Rechastiel,
mach' ich dennoch, was ich will.

Noch ein paar Beispiele für den Humor des Isergebirglers:

Es ging an Henn'
ei de Tenn',
die let a Ee,
doas let ich a Mück' unner,
die briet a Pferd aus;
uf dam Pferd ritt ich nach Brassel.¹

*

Holla! Holla!
Jižt wer ich hal gefolla,
über Stof an über Steen —
hätt' hal gebrocha mei rechtes Hosabeen.

*

Eila, mei Meila ging mit mir üms Durf,
do funga die Vögel,
do floppert d'r Sturch,
do tanzt die Maus,
do huppt d'r Floh zum Fanster n'aus;
a huppt uf an Steen
an broch a Been,
a ging zum Bader
an ließ sich hel'n,
a hot kee Geld,
a rannt übers feld,
a huppt über a Steck'l
an zerris sich's ganze Röck'l, Röck'l, Röck'l.

*

Schumm, schumm, schema!
Fuchs froaz Henna,
goab mir a Knocha,

¹ Breslau.

süllt's ne soaga;
soar ich's, schlug a mich —
ne wenig, wenig, wenig.

Spottreime sind:

Roberla, Boberla, schloacht an Maus,
mach' d'r Mutt'r a Pelzel draus!
Mach' das Pelzel ne z'r Kleen!
Roberla, Boberla, schloacht noch een'!

*
Essakehr,¹ schwarzer Bär,
gib mir deine Latscha her!
Wu bleibst du denn die ganze Wuch?
Ei dam schwarza Ufaluch!

Kindern, die schmollen, gilt der Vers:

Bist bis'?
Gih' ei Schulza Wies',
setz' d'r an ala Struhutt uss,
le' d'r a Körndlza Zuck'r druff, —
an mur'n bist wieder gutt.

Zur Pflaumenzeit tönt es jubelnd aus Kindermund:

Eia, bribeia,
die Kricheln sein reif!
Un wenn's ne willst gleba,
do steig' nuff an greif'!

Aus der großen Reihe von Kleinkinderversen seien zwei angeführt:

Reit', Malcha, reit'!
U Sabel o d'r Seit'.
Wa do fällt, da leit,
wa do wieder ufestieht,
da friegt an fette Butterschniet'.

*
Bac!, Kichla, bac!
's Mahl stiht in'n Sac!,
Teeg liegt uf d'r Beut² —
Bac! a Kichla heut',

¹ Schornsteinfeger. ² Kuchenbrett.

back a Kichla mur'n
doß sie ne verdur'n!
Bac^k mir ees,
an dir ees
an a annern Leuta goarkees!

Der Henne legt man folgenden Reim in den Mund:
Gack, gack, gack!
Bin be'n Nupper¹ g'wan,
ho a Ela² g'let,
ho's au ne v'rstret.³

Reizend ist das auf den Maulwurf bezügliche Rätsel:
Unser kleener, dicker Knacht⁴
ging ufs feld an ackert racht,
ohne Pflug an ohne Pfar⁵ —
soat m'r ock, wa is denn dar?

Ein beim Buttern zuweilen gesprochener Reim lautet:
Ees, zwee, drei!
Schlo⁶ die Butter 'nei!
Schlo se wied'r raus!
Mach' gruß Klumpa draus!

Launige Gründonnerstagsprüche (siehe „Charakter, Sitten und Aberglaube“!) sind noch:

Der Herr, der hot ne hohe Müha;
er hot se voll Dukoaten sitza;
er wird sich wohl bedenka
an mir einen schenka.

*

Der Moann, der hot an hohen Hutt,
er is dem Kinde gor zu gutt;
er wird sich wohl bedenka
an mir auch woas schenka.

*

Die frau, die hot an ruten Rock,
sie greift in den Eiertopf;

¹ Nachbar. ² Ei. ³ an einen verborgenen Platz gelegt. ⁴ „och“ wie in „weich“. ⁵ Pferd. ⁶ schlag‘.

sie wird sich wohl bedenka
an mir auch eins schenka.

*
Dort uba stiht a grüzes Haus,
guckt an schiene Jungfer raus,
's Tichla läßt sie fliega,
an Reichen wird sie friega. —
Sie wird es nun doch denka
an wird mir auch woas schenka.

*
D'r Lährer stiht hinner d'r Wand,
er hot a Galdsak ei d'r Hand;
er wird sich wohl bedenka
an zum Gründunscht'g woas schenka.

Knecht Ruprecht spricht zu Weihnachten:

Pletz, plahz, fladerwiesch,
draußen is mersch goar zu frisch;
will mich ei de Stube packa,
will die Kinder all' eisaka,¹
will sie saka ei a Sak
und sie reiben zu Schnuppertobak!

Zum Schluß unserer ausgewählten Reihe geben wir das folgende scherhaftie „Wochen“-Gedichtchen:

Dunscht'g do bau'n sie Buda,
Fret'g do kumma die Juda,
Sinnobend do kumma die Töpperweiber,
Sunnt'g do kumma die Schweindstreiber,
Mont'g is d'r Jährmordt,
Dienst'g is d'r Wuchamordt,
Mittwuch is a su a Tag,
Doas ma Dunscht'g ne viel macha mag,
Freit'g, do fangt ma ne erscht oa,
Sinnobend is die Woche goar.

¹ einsacken.



Deutsche Wanderungen

Landschaft und Volkstum in Mitteleuropa

herausgegeb. v. d. Freien Lehrervereinigung für Kunstspele zu Berlin

Jedes Bändchen M. 1,40.

Bisher sind erschienen:

Die Lüneburger Heide. Mit Einführung in die Sammlung. Von Josef Galle. Mit 11 Ansichten und 1 Karte.

Kniffhäusergebirge und Unstruttal. Von Paul Schneider. Mit 5 Ansichten und 2 Karten.

Die nordfriesische Inselwelt. Von Christian Jensen. Mit 1 Grundriss, 7 Ansichten und 2 Karten.

Im Riesengebirge. Von Carl Meyer-Frommhold, Berlin. Mit 11 Ansichten und 1 Karte.

Das Jägergebirge. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Mit 6 Ansichten und 1 Karte.

Westpreußische Wanderungen. Von Adalbert Luntowski. Mit 11 Ansichten und 2 Karten.

In Vorbereitung befinden sich:

An der hohen Etsch. Von A. Menghin. Illustriert.

In die Schwäbische Türkei und nach Siebenbürgen. Von C. Korodi. Illustriert.

Das Baltenland. Von A. Geiser. Illustriert.

Die Sächsische Schweiz. Von R. Braun. Illustriert.

Das Rheinland bei Bonn. Von W. Kuhlank. Illustriert.

Das Altvatergebirge. Von Josef Galle. Illustriert.

Was immer geeignet erscheint, für die echte Erkenntnis der einzelnen Landschaft und ihres Volkstums den Sinn vorzubereiten, das soll hier in regsam und allgemein verständlich geschriebenen und schön ausgestatteten Bändchen dargeboten werden. Die Bändchen vermeiden alles Führermäßige. Ihre Lektüre wird auch dem Genuss bereiten, dem es jetzt oder immer versagt ist, sich die Kenntnisse von Land und Leuten zu erwandern.

Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenfrei

George Westermann, Braunschweig und Berlin



Höhen schichten

400 m

- 600 -

800 - 1000 m

1000 - 1200 ,

über 1200 .

0 1

Part

DPD

Maßstab 1 : 200 000

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 Kilometer
(1cm auf der Karte = 2 km in der Natur)

Druck und Verlag von George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.

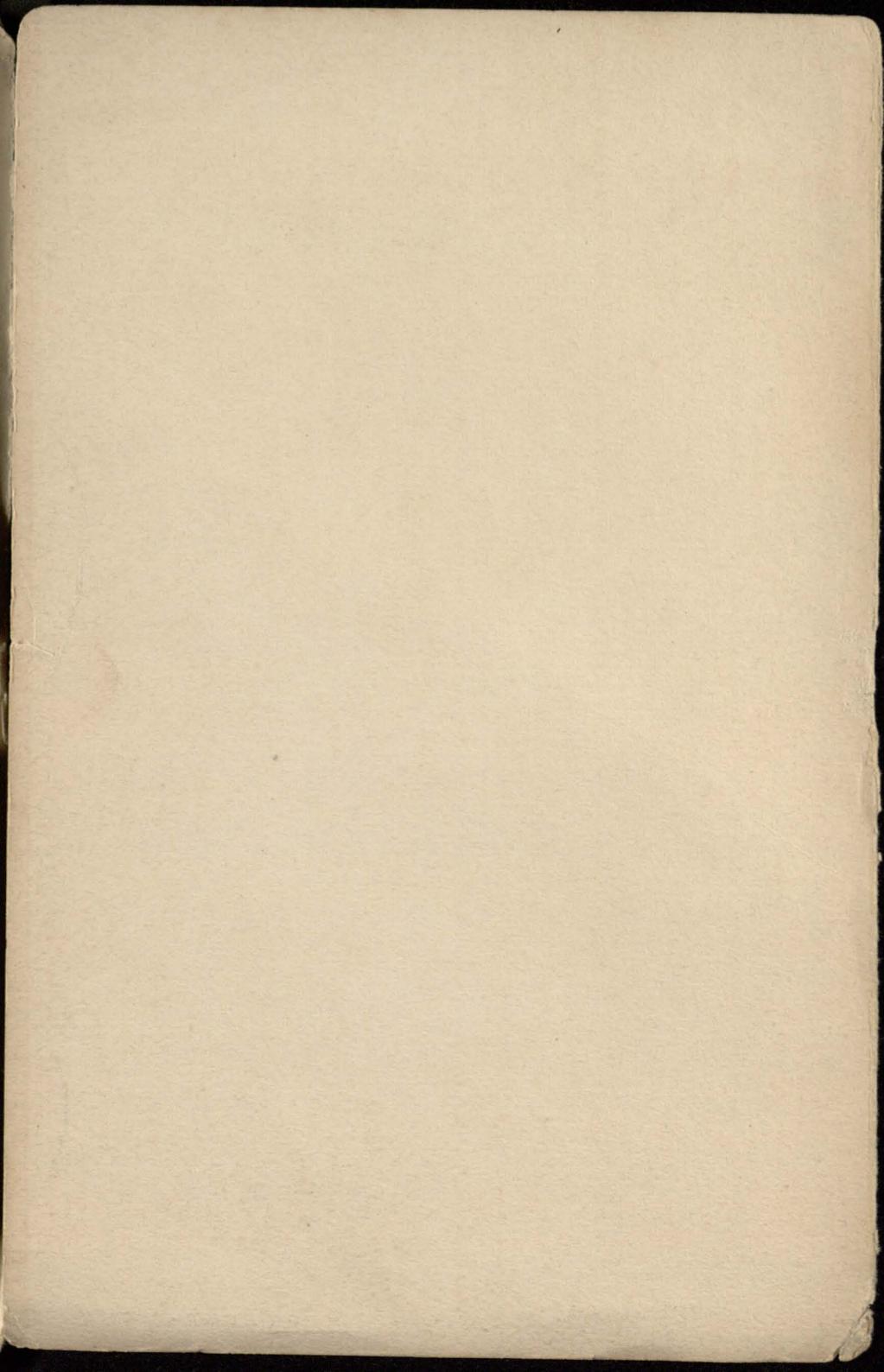
Ausgeführt im Geographischen Institut von George Westermann, Braunschweig

 Eisenbahn, Bahnhof, Haltestelle,

5 Schl.-Schloß, 5 R.-Ruine, 5 Aussichtsturm,

8 O.F.-Oberförsterei, 8 F.-Försterei, 8 Bergwe

190



Braunschweig
Druck von George Westermann

03001-100098329



Grodzka Biblioteka Publiczna
Województwo Śląskie